

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Sankt-Konrads-Kalender**

1924

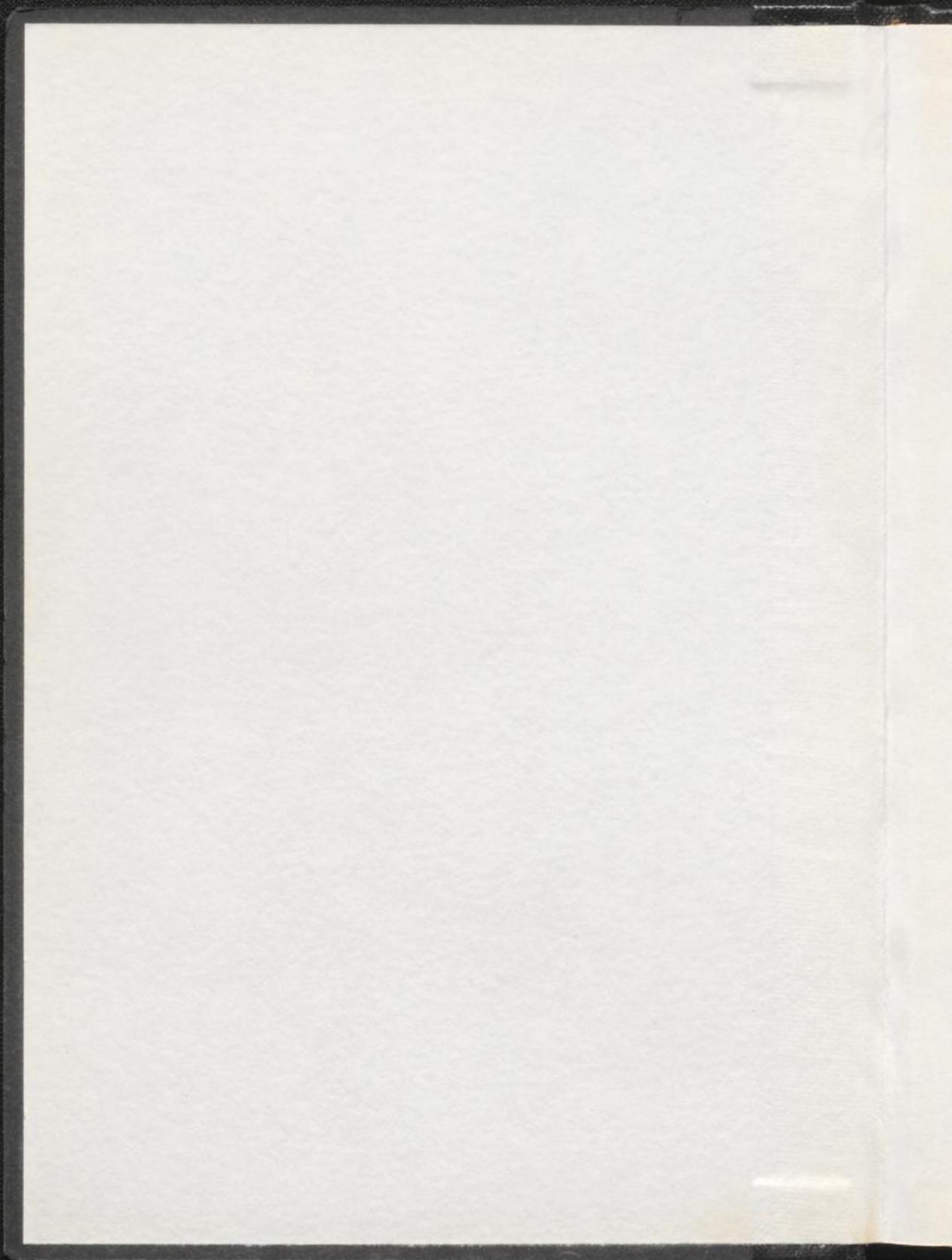
[urn:nbn:de:bsz:31-338756](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338756)

OZB

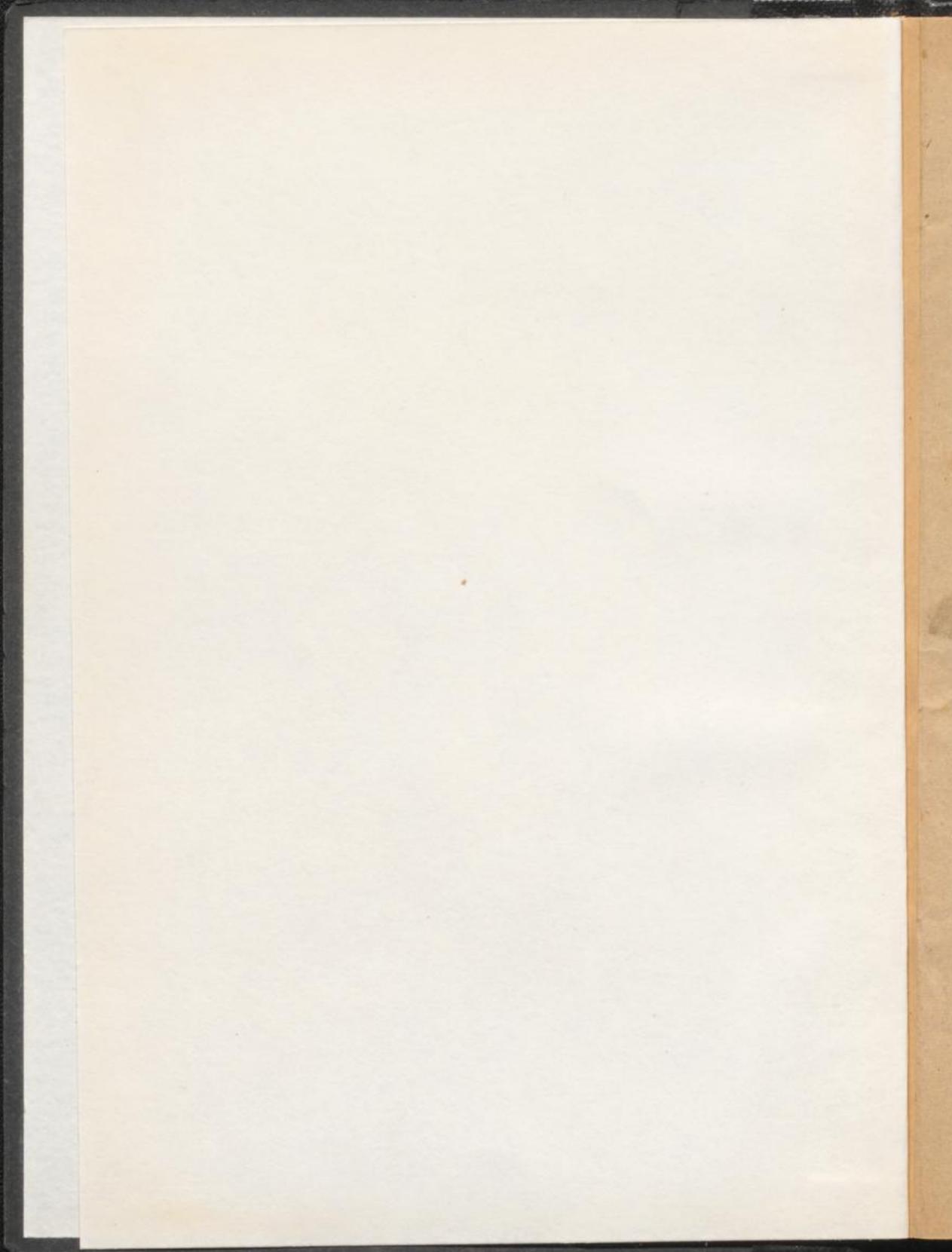
123

6.-7.

1923/24







7. J A H R G A N G

10/8. 3/9.  
cent. R  
1/3. 6/4.  
10/10.  
28. 12/12.  
2. 14/3.  
3. 27/6.  
9. 26/9.  
27/12.  
5. 1/11.  
1. 1/2.  
17/5.  
16/8.  
5/11.  
10/11.  
2. 9/10.  
13/12.



# St. Konrad's Kalender

KATHOLISCHER VOLKS-  
KALENDER FÜR D. ERZ-  
DIOEZE - FREIBURG



DRUCK- U. VERLAG D. A. G. BADENIA-KARLSRUHE

# Vier Volksromane!

## Die Mondscheingräfin

Histor. Roman aus den Zeiten der Bauernaufstände im Egerland. Von **Hugo v. Schelver**. Grundpreis brosch. Mk. 1.50, in Pappband Mk. 2.20. Grundzahl mal Schlüsselzahl des B.V.

Ins Egerland in die Zeit der Bauernaufstände führt uns Hugo von Schelver – alte Zeiten und Sitten und alte deutsche Lände ziehen an uns vorüber – Bauerntrotz und Adelsstolz stehen sich gegenüber und vernichten manch junges Menschenglück. Das alles ist meisterhaft mit sicherem Stift gezeichnet. Kulturhistorisch bedeutet Schelver's Arbeit eine wertvolle Bereicherung unserer Literatur.

## Die Bäuerin auf der Vogeltemn

Tiroler Bauernroman. Von **Hans Schrott-Fiechl**. Grundpreis brosch. Mk. 1.25, in Pappband Mk. 1.75. Grundzahl mal Schlüsselzahl des B.V.

Hans Schrott-Fiechl hat in diesem Roman den bäuerlichen Alltag mit seinen durch den Krieg zeitgemäß gewordenen nächsten Forderungen unaufdringlich aber echt, klar und unzweifelhaft poetisch geschildert. Wer Stimmungen und Gedanken forspinnen will, wird Genuß dran finden, wie die junge Bäuerin mühsam ihren neuen Weg sucht und sucht, ihn langsam findet, zaghaft, frohherzig geht und wie der Weg endlich auch lohnt, nicht so sehr ihr wie ihrem Haus und dem ganzen Dorf. Die Figuren stehen alle lebenswahr und körperlich vor dem Leser. Die Sprache ist sorgfältig dem Leben abgelauscht. Tausend charakteristische Einzelheiten leuchten dazwischen auf und man fühlt unbedingt, da ist ein Stück Wirklichkeit. Unter den zahlreichen Romanen des Autors dürfte „Die Bäuerin auf der Vogeltemn“ sowohl für den Städter als gar erst für den Bauern bedeutungsvoll werden.

## Im Hause des Glockengießers

Preisgekrönter Volksroman. Von **Elise Miller**. Grundpreis geheftet Mk. 1.30, in Pappband Mk. 1.85. Grundzahl mal Schlüsselzahl des B.V.

Unsere Erzählung spielt vor zweihundert Jahren im mittleren Neckartal. Elise Miller behandelt hier das z. Zi. viel besprochene Problem der Mischehe zwischen guten, friedlichen Menschen in so feiner zarter Weise, wie es nur eine warm mitfühlende Frau und Schriftstellerin zu schildern vermag. Dieser Roman ist vielen aus der Seele geschrieben und wird seinen Weg machen.

## Der Letzte vom Lahneck

Roman aus Rheinlands bitterer Not zur Zeit des Schwedeneinfalls. Von **Paul Wüller**. Grundpreis geheftet Mk. 1.75. Gebunden Mk. 2.50. Grundzahl mal Schlüsselzahl des B.V. Einband-Zeichnungen von Prof. Otto Rückert, Mainz.

Ein Rheinlandsroman voll glühender Heimatsliebe, schildert in lebendiger Sprache Deutschlands Not und Elend zur Zeit des Schwedeneinfalls, aber auch die in einem innerlich kerngesunden Volk steckende Kraft zur Ueberwindung fremdländischer Bedrückung. Vieles in dem Roman mufet an, als wäre die jetzige traurige Zeit bitterer Fremdherrschaft in scharfen Strichen skizziert.

**Badenia** A.-G. für Druck u. Verlag **Karlsruhe**

# St. Konrads-Kalender für das Jahr 1924

Ratholischer Volkskalender  
für die Erzdiözese Freiburg

7. Jahrgang / Grundpreis 30 Pf.



Verlag und Druck:

„Badenia“, Aktien-Gesellschaft für Verlag und Druckerei  
Karlsruhe i. B.

aku

UZ 15/2 2 + 7.1924



Tage	Fest- und Namenstage	Mond- lauf	Sonnen-		Tagl. Et. M.	Mond-		
			Aufg.	Unterg.		Aufg.	Unterg.	
D 1	Neujahr, Beschneidung Christi		1	814	353	807	121	1208
M 2	Namen Jesu-Fest, Makarius		7	812	400	816	831	531
D 3	Genovefa, J.		13	809	409	828	1125	—
S 4	Titus, Bischof, Ulrich B.		19	803	418	848	226	521
S 5	Telesphorus, P. M.		25	766	429	859	848	925
<b>2. Woche.</b> <small>Ev. Die drei Weisen. Matth. 2, 1-12; Ep. Ji. 60, 1-6.</small>			<b>Mondphasen.</b>					
S 6	Erschein. d. H., Heil. 3 Könige		Am 6. Januar 9 Uhr nachmittags Neumond					
M 7	Lucian, Valentin		" 13. " 12 Uhr mitternacht erstes Viertel					
D 8	Severin, Erhard, Gudula		" 22. " 2 Uhr morgens Vollmond					
M 9	Julian und Basilissa		" 29. " 7 Uhr vormittags letztes Viertel					
D 10	Agathon, P., Florida, Agrit., B.		<b>Sichtbarkeit der Planeten.</b>					
S 11	Hyginus, Theodosius		Merkur, sichtbar in der zweiten Hälfte des Monats eine Viertelstunde morgens im Südosten. Venus ist anfangs eine und dreiviertel, am Ende des Monats zwei und dreiviertel Stunden des Abends am westlichen Himmel sichtbar. Mars ist des Morgens im Südosten etwa 3 Stunden lang zu sehen. Jupiter steht 2 Stunden am Morgen am Himmel. Saturn geht in den ersten Morgenstunden auf und ist anfangs vierdreiviertel, zuletzt 6 Stunden am östlichen Firmament zu sehen.					
S 12	Fest der hl. Familie		<b>Bauernregeln.</b>					
<b>3. Woche.</b> <small>Ev. Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Luf. 2, 42-52, Ep. Röm. 12, 1-5.</small>			Wenn die Tage langen, kommt der Winter erst gegangen. Ist Dreikönig hell und klar, gibts viel Wein in diesem Jahr. Langen im Januar die Mucken, muß der Bauer nach dem Futter guden. Die Erde muß ihr Bettuch haben, soll sie der Winterschlummer laden. Wenn Agnes und Vincentius kommen, wird neuer Saft im Baum vernommen.					
S 13	1. S. n. Ep., Oktav v. Ersch.		Viel Kälte und wenig Schnee, Lut Aedern und Bäumen weh.					
M 14	Hilarius, Bisch., Felix, M.		Januar warm, daß Gott erbarm.					
D 15	Paulus, Einsiedler, Maurus, Abt		Donner im Winterquartal, Bringt Eiszapfen ohne Zaßl.					
M 16	Marcellus, P., Honoratus		Ist der Januar naß, bleibt leer das Faß.					
D 17	Antonius, Einsiedler		Saban und Sebastian steigt der Saft den Baum hinan.					
S 18	Petri Stuhl. zu Rom, Priska, J.		Viel Gewässer im Monat, wenig Wein; wenig Gewässer aber viel Wein den zukünftigen Herbst bedeuten.					
S 19	Kanut, R.							
<b>4. Woche.</b> <small>Ev. Hochzeit zu Kana. Joh. 2, 1-11; Ep. Röm. 12, 6-16.</small>								
S 20	2. S. n. Ep., Fab., Seb.							
M 21	Agnes, Meinrad, M.							
D 22	Vincentius, Anastasius							
M 23	Maria Vermähl., Raymund							
D 24	Timotheus, B. M.							
S 25	Pauli Bekehr., Heinr. Suso, Bek.							
S 26	Polykarp, Rotburga							
<b>5. Woche.</b> <small>Ev. Der Hauptmann von Kapernaum. Matth. 8, 1-13; Ep. Röm. 12, 16-21.</small>								
S 27	3. S. n. Ep., Joh. Chrysostomus							
M 28	Karl der Große, B., Agnes, J.							
D 29	Franz v. Sales, Bisch., Kchl.							
M 30	Martina, Adelgunde, J.							
D 31	Petrus Nolascus, B.							

und  
hinein  
ben  
seit  
wörter  
Sprich  
habe  
also:  
N  
aus  
eher  
Arbei  
verdi  
sind



### Notizen:

A large rectangular area with horizontal dotted lines, intended for taking notes.

## Gutes tun, armet nicht!

Von Prälat Dr. Josef Schofer.

**H**ast du den Mariasindenspfarrer Dr. Burkhardt gekannt? Das war ein Volksmann wie kein zweiter. Seine Lebensweisheit und Erfahrung hat er in kleine, kurze Sätze hineingesteckt und sie so dem Volke mit ins Leben gegeben. Wiewohl der Sindenspfarrer schon seit Jahr und Tag tot ist, leben seine Sprichwörter immer noch im Volke fort. So ein Sprichwort, das ich selbst oft von ihm gehört habe und nach dem er auch selber ging, lautete also: „Gutes tun, armet nicht!“

Nach diesem Sprichwort hat auch ein Mann aus den Schwarzwaldbergen gehandelt; er war eher arm als reich und mußte mit harter Arbeit sein Brot für sich und seine Familie verdienen; aber wie es so geht, derlei Leute sind oft viel eher dazu zu bringen, Almosen

zu geben, wie die Reichen. Diese haben bekanntlich fast immer Angst, es lange ihnen nicht mehr! So war es bei dem Manne aus dem Schwarzwald nicht. Er hatte wenig, gab aber auch von dem wenigen gern! Davon will ich jetzt nur einen besonderen Fall erzählen.

Es war an einem Sonntag mitten im heißen Sommermonat August. Der Peter — er hieß allerdings ganz anders — hatte daheim in der Frühe den Stall fertig gemacht und sich dann zum Kirchgang hergerichtet. Der Weg ins Tal hinab war weit. Man brauchte fast eine Stunde, bis man den Kirchturm sah. Zuerst wurden noch beim Schmied und Krummholz und anderen Geschäftsleuten die Rechnungen bezahlt und allerlei Geschäfte be-



Tage	Fest- und Namenstage	Monds- lauf	Sonnen-		Tagl. St. M.	Mond-								
			Aufg.	Unterg.		Aufg.	Unterg.							
S 1	Ignatius, Brigida		1	746	442	846	410	249						
S 2	Mariä Lichtmess		7	736	458	917	842	751						
<b>6. Woche.</b> Ev. Die Stiftung des Sturmes. Matth. 8, 23-27; Ep. Römer 13, 1-10.			19	713	516	1003	407	624						
			25	700	527	1027	1112	915						
S 3	4. S. n. Ep., Blasius, Ansgar		<p align="center"><b>Mondphasen.</b></p> <p>Am 5. Februar 3 Uhr morgens Neumond</p> <p>„ 12. „ 9 „ abends erstes Viertel</p> <p>„ 20. „ 5 „ nachmittags Vollmond</p> <p>„ 27. „ 2 „ nachmittags letztes Viertel</p>											
M 4	Andreas Corfinus													
D 5	Agatha, J. M., Japan. Märt. ☉													
M 6	Dorothea, Amandus, Bisch.													
D 7	Romuald, Abt, Richard													
S 8	Johann v. Matha, Paulus, B.													
S 9	Cyrillus v. Alex., Apollonia, J. M.													
<b>7. Woche.</b> Ev. Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24-30; Ep. Kol. 3, 12-17.									<p align="center"><b>Sichtbarkeit der Planeten.</b></p> <p>Merkur wird in der Mitte der ersten Hälfte des Monats unsichtbar, Venus wird weiter und besser sichtbar und bleibt bis 3 Stunden am Ende des Monats zu sehen; Mars verschwindet allmählich und kommt gegen Ende des Monats noch etwa zweieinviertel Stunden zum Vorschein. Jupiter steht am Anfang des Monats bei Sonnenaufgang im Meridian, die Dauer der Sichtbarkeit nimmt zu bis auf 3 Stunden am Ende des Monats. Saturn geht in den ersten Tagen des Monats schon vor Mitternacht auf, die Dauer der Sichtbarkeit nimmt zu bis zu sieben und eine viertel Stunde.</p>					
S 10	5. S. n. Ep., Scholastika, J.													
M 11	Ersch. v. Lourd., Desiderius													
D 12	Eulalia, Modestus, M. ☾													
M 13	Benignus, Rastor, B., Kath. v. Ricci													
D 14	Balentius, M.													
S 15	Faustinus u. Jovita, M., Severus													
S 16	Juliana, J. M., Onesimus, M.													
<b>8. Woche.</b> Ev. Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1-16; Ep. 1. Kor. 9, 24-27.			<p align="center"><b>Bauernregeln.</b></p> <p>Wenn es an Lichtmess stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit; ist es aber klar und hell, kommt der Lenz wohl nicht so schnell.</p> <p>Matheis bricht Eis; hat er Feins, so bringt er eins.</p> <p>Roman hell und klar, bedeutet ein gutes Jahr.</p> <p>Vichtmess trüb, ist dem Bauer lieb.</p> <p>St. Dorothee bringt den meisten Schnee.</p> <p>Wenn's der Hornung gnädig macht, bringt der Lenz den Frost bei Nacht.</p> <p>St. Severin wirft den kalten Stein in den Rhein.</p> <p>St. Gertrud mit der Maus, holt ihn wieder raus.</p> <p>Nach St. Matheis geht kein Fuchs mehr übers Eis.</p>											
S 17	Septuagesima, Bon., Flucht n. Aeg.													
M 18	Simeon, B.													
D 19	Gabinus, Konrad v. Biacenza													
M 20	Cleutherius, Eucherius ☉													
D 21	Cleonora, Germanus													
S 22	Petri Stuhlfeier zu Antiochia													
S 23	Petrus Damianus, Bisch.													
<b>9. Woche.</b> Vom Sämann. Luf. 8, 4-15; Ep. 2. Kor. 11, 19-33, 12, 1-9.			<p>Sichtbarkeit der Planeten (continued from previous page).</p>											
S 24	Sexagesima (Schalttag) *													
M 25	Mathias, Apostel, Modestus, Bisch.													
D 26	Walburga, J., Viktor, M.													
M 27	Alexander, Bisch., Mechtild, J. ☾													
D 28	Alexander, Bisch.													
S 29	Romanus, Abt, Justus, M.													

sorg  
 war  
 nun  
 denn  
 Zeit  
 einer  
 lich  
 dene  
 hieft  
 Y  
 schüß  
 und  
 Peto  
 im  
 sollte  
 eher  
 dank  
 aber  
 die  
 fast  
 ohne  
 „Bie

# Februar

29 Tage.

## Notizen:

sorgt, bis es zusammenschüttete. Um halb elf war die Kirche aus und der Peter besorgte nun noch den zweiten Teil seiner Geschäfte; denn am Werktag hat ein Schwarzwälder keine Zeit, das Tal hinab zu gehen, und wenn's einer doch mal anfängt, dann geht's gewöhnlich mit seinem Sach den Berg hinab! Zu denen gehörte aber der Peter gar nicht. Er hieß sein Sach in Stand!

Wie er nun fertig war mit seinen Geschäften, da ging's schon scharf auf „zwölfe“ und der Magen meldete Hunger und Durst an. Peter überlegte, ob er sich nicht ein „Biertele“ im „Grünen Baum“ oder sonst wo genehmigen sollte. Verdient war das „Biertele“ sicher, eher zwei wie eins! Da kam ihm der Gedanke: wartest bis ins Obertal! Im Obertal aber kam ihm der Gedanke: da hinten wohnt die alte Wittfrau mit ihrer Tochter! Die haben fast nichts zum Leben, wenn nicht gute Leute ihnen etwas geben. Wie wär's, wenn du aufs „Biertele“ verzichtest und noch etwas dazu

legen und das Geld der armen Wittfrau geben und dann mit dem Hunger und Durst vollends den Berg hinauf und heim gehen würdest? Dieser Gedanke packte den Hunger und den Durst und zwang die beiden Gesellen in die Ecke und stellte sich stramm davor. Der Peter ging am letzten Wirtshaus mit Augen rechts vorbei und gab der armen Witwe das Geld und zwar aufgerundet; dann ging er mit den Perlen des Schweißes auf der Stirne in der Hundstagshitze den Berg hinauf. In der Seele aber war's dem Peter wohl! Daheim aber sagte er kein Wörtlein von seinem guten Werk. Er behielt's für sich. Nur ganz zufällig habe ich eines Tages von den stillen Almosen erfahren, von den Almosen, die sich der Peter gewöhnlich am eigenen Mund absparte!

Auf diesen Almosen lag aber ein besonderer Segen. Gewiß, die Sorgen und die Arbeit hat ihm Gottes Vorsehung ruhig gelassen. Damit sollte er sich offenbar eine hohe Stufe



Tage	Fest- und Namenstage	Mond- lauf	Sonnen-		Tagl. St. M.	Mond-			
			Aufg.	Unterg.		Aufg.	Unterg.		
S 1	Albinus, Suitbert, B.	☾	1	649	537	1048	413	1257	
10. Woche. <small>Ev. Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem. Luf. 18, 31-43; Ep. 1. Kor. 13.</small>			☾	7	636	548	1124	731	752
S 2	Quinquagesima, Simplicius, B.	☾	13	622	558	1148	1014	128	
M 3	Kunigunde, Kais. J.	☾	19	608	609	1201	409	525	
D 4	Fastnacht, Kasimir, Basinus, Bisch.	☾	25	564	620	1226	—	822	
M 5	Ashermittwoch, Friedrich	☾	<b>Mondphasen.</b> Am 5. März 5 Uhr nachmittags Neumond „ 13. „ 6 „ „ erstes Viertel „ 21. „ 5 „ „ morgens Vollmond „ 27. „ 9 „ „ abends letztes Viertel						
D 6	Fridolin, Abt	☾							
S 7	Thomas v. Aquin, Felicitas	☾							
S 8	Johannes von Gott, Ordensst.	☾							
11. Woche. <small>Ev. Christi Versuchung. Matth. 4, 1-11; Ep. 2. Kor. 6, 1-10.</small>			☾	<b>Sichtbarkeit der Planeten.</b> Merkur bleibt unsichtbar, Venus ist bis zu 4 Stunden gegen Ende des Monats zu sehen, Mars verschwindet allmählich und steht zum Ende des Monats nur noch einbreiviertel Stunden am Himmel, Jupiter dagegen geht immer früher auf und ist am Ende vom Monat nahezu 4 Stunden lang zu sehen, und Saturnus' Sichtbarkeit nimmt immer mehr zu, gegen Ende des Monats bleibt er bis achteiviertel Stunden lang sichtbar.					
S 9	1. Fastenf., Invoc., Franziska W.	☾	<b>Bauernregeln.</b> Märzschnee tut Frucht und Weinstock weh. Ein feuchter lauter März ist des Bauern Schmerz. — Donnerst in März, schneit im Mai. Märzendunnen, später Hunger. Ist es um Lätare feucht, bleibet die Kornböden leicht. Donnerst in den März hinein, wird der Roggen gut gebeihn. — März nicht zu trocken, nicht zu nah, fällt den Bauern Aß und Raub. — Ist um Mariä Verkündigung schön und rein, so soll das Jahr recht fruchtbar sein.						
M 10	40 Märtyrer	☾							
D 11	Eulogius, Rosina	☾							
M 12	Duat., Gregor der Große, Papst	☾							
D 13	Euphrasia, J.	☾							
S 14	Mathilde, Kaiserin	☾							
S 15	Longinus, M., Klem. Mar. Hofb., B.	☾	<b>12. Woche. <small>Ev. Von der Verkörung Christi. Matth. 17, 1-9; Ep. 1. Ephet. 4, 1-7.</small></b>						
S 16	2. Fastenf., Remin., Heribert	☾	<b>13. Woche. <small>Ev. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Luf. 11, 14-28; Ep. Eph. 5, 1-9.</small></b>						
M 17	Gertrud, Abt., J., Patritius, Bisch.	☾							
D 18	Cyrellus, Anselm, Bisch.	☾							
M 19	Joseph, Nährvater Jesu	☾							
D 20	Joachim, Wolfram	☾							
S 21	Benediktus, Abt	☾							
S 22	Octavian, M., Nikol. v. d. Flüe, B.	☾	<b>14. Woche. <small>Ev. Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1-15; Ep. Gal. 4, 22-31.</small></b>						
S 23	3. Fastenf., Oculi, Otto	☾	<b>Fastenordnung.</b> Abstinenztage, an denen der Genuß von Fleischspeisen verboten ist, sind 1. alle Freitage des ganzen Jahres, auf die kein gebotener Feiertag fällt; 2. der Aschermittwoch; 3. der Karfreitag bis mittags 12 Uhr. — Fasttage, an denen nur einmalige Sättigung erlaubt ist, sind 1. alle Tage vom Aschermittwoch bis zum Nachmittag des Karfreitags mit Ausnahme der Sonntage; 2. Mittwoch, Freitag und Samstag der vier Quatemberwochen; 3. die Vorabende vor Weihnachten, Ringeln, Mariä Himmelfahrt und Allerheiligen. Der Genuß von Fleischbrühe ist an allen Tagen, jedoch nicht am Karfreitag, gestattet.						
M 24	Gabriel, Erzengel	☾							
D 25	Mariä Verkündigung	☾							
M 26	Ludger, Bisch., Castulus, M.	☾							
D 27	Rupert, Bisch., Joh. v. Damask.	☾							
S 28	Guntram, Joh. v. Kapistran, B.	☾							
S 29	Eustasius, Ludolf	☾	<b>15. Woche. <small>Ev. Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1-15; Ep. Gal. 4, 22-31.</small></b>						
S 30	4. Fastenf., Lätare, Quirin, M.	☾	<b>16. Woche. <small>Ev. Die wunderbare Speisung. Joh. 6, 1-15; Ep. Gal. 4, 22-31.</small></b>						
M 31	Balbina, J., Benjamin, M.	☾							

im  
ein  
und  
gele  
dar  
mel  
Gof  
neb  
war  
Stu  
nich  
sieb  
teu  
Sch  
war  
sch  
Tag  
her  
dan  
fo i  
im  
Fre





Tage	Fest- und Namenstage	Mond- lauf	Sonnen-		Tagl.	Mond-		
			Aufg.	Unterg.	St. M.	Aufg.	Unterg.	
D 1	Hugo, Theodora		1	537	632	1259	416	822
M 2	Franz v. Paula, Ordensf.		7	523	642	1319	708	952
D 3	Richard, Bisch.		13	510	653	1343	1128	216
S 4	Isidor, Bisch. u. Kirchenf.		19	466	703	1407	652	512
S 5	Vincentius Ferr., Kreszentia, J.		25	444	713	1429	120	945
<b>15. Woche.</b> Ev. Wer kann mich einer Sünde gelben? Joh. 8, 46-59; Ep. Hebr. 9, 11-15.			<b>Mondphasen.</b>					
S 6	5. Fastens., Passions., Judica		Am 4. April 8 Uhr vormitztags Neumond					
M 7	Hermann Jos., Bef.		" 11. " 12 " mitternachts erstes Viertel					
D 8	Albert, Amantius, Bisch.		" 19. " 3 " nachmittags Vollmond					
M 9	Maria Kleopha		" 26. " 5 " morgens letztes Viertel					
D 10	Ezechiel, Prophet		<b>Sichtbarkeit der Planeten.</b>					
S 11	7 Schmerzen Mariä, Leo d. Gr. ☉							
S 12	Julius, P., Zeno, Bisch.		Merkur wird bald nach Beginn des Monats des Abends sichtbar. Mitte des Monats beträgt die Dauer der Sichtbarkeit nahezu eine Stunde, am Ende des Monats wird der Planet wieder unsichtbar. Venus ist während des ganzen Monats vier Stunden lang als Abendstern im Nordwesten zu sehen. Die Sichtbarkeit des Mars nimmt immer noch ab bis auf eineinviertel Stunden gegen Ende des Monats. Jupiter geht Mitte des Monats bereits vor Mitternacht auf, die Dauer der Sichtbarkeit nimmt zu bis auf viereinhalb Stunden am Ende des Monats. Saturn kommt am 19. des Monats in Opposition mit der Sonne und wird schon in den ersten Tagen für die ganze Nacht hindurch sichtbar.					
<b>16. Woche.</b> Christi Einzug in Jerusalem, Matth. 21, 1-9; Ep. Phil. 2, 5-11.			<b>Bauernregeln.</b>					
S 13	Palmsonntag, Hermenegild, M.		Gerrenquast, Urisenwetter, Frauenlieb und Rosenblätter, Würfel- und auch Karten-spiel, wenden sich oft, wer's glauben will.					
M 14	Tiburtius, Justinus, M.		Wenn der April Spektakel macht, gibt's Heu und Korn in voller Frucht.					
D 15	Anastasia, Lidwina, J.		Wenn der Mond scheint hell im April, so schadet er der Baumbiln' viel.					
M 16	Drogo, Benedikt Labre, B., Lamb.		Ist der April auch noch so gut, er schneit dem Bauern auf den Hut.					
D 17	Gründonnerstag, Rud., M.		Der April tut wie er will.					
S 18	Karsfreitag, Apollonius		Donnerls im April, so hat der Kess sein Ziel.					
S 19	Karsamstag, Wern., Leo IX. ☉		Rasser April ist des Bauern Bill.					
S 20	Oster Sonntag, Wiho, Bisch.		Aprillsäcklein bringt Maiglöcklein.					
M 21	Ostermontag, Anselm, Bisch., Kchl.		Wenn der April bläst in sein Horn,					
D 22	Soter und Cajus, P.P., M.		So steht es gut um Heu und Korn.					
M 23	Georg, M.		Aprilschnee düngt, Märzschnee frist.					
D 24	Adalbert, Fidelis v. Sigmaringen		Auf Tiburti sollen alle Felder grünen.					
S 25	Mar kus, Ev.		Ist der April schön und rein,					
S 26	Kletus u. Marz., Maria v. g. R. ☽		Wird der Mai dann wilder sein.					
<b>18. Woche.</b> Friede sei mit euch. Joh. 20, 19-31; Ep. 1. Joh. 5, 4-10.								
S 27	Weißer Sonntag, Trudpert, M.							
M 28	Paul v. Kreuze, Bef., Vitalis, M.							
D 29	Petrus von Mailand, M.							
M 30	Katharina v. Siena, J.							

Volk a  
nehmen  
Buben,  
Beruf  
zu lalle  
so dem  
heißt's  
der Art  
in wen  
Kultur  
Volk se  
nicht!  
richtiger  
Stadt  
Seinen  
Wer  
Beruf  
Erzbisch  
und dar  
die Ber  
begonne  
gibt's



**Notizen:**

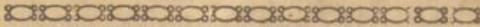
Handwritten scribbles in the top left and right corners of the notes section.

Volk ausgeschüttet. Daraus konnte man entnehmen, daß die Leute jetzt Angst haben, ihre Buben, die der liebe Gott mit Talent und Beruf ausgestattet hat, auf Geistlich studieren zu lassen; sie scheuen die Kosten! Wenn alle so denken, was ist dann die Folge? Dann heißt's eben auch von uns: „Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind wenige.“ Es gibt dann eben in wenig Jahren Priester-mangel so wie im Kulturempfänger, nur mit dem Unterschied, daß das Volk selber schuld daran ist! Recht wäre das nicht! Darum habe ich mit der Erzählung den richtigen Weg gezeigt, und den wollen wir in Stadt und Land gehen! Gott verläßt die Seinen nicht und Gutes tun, armet nicht!

Wenn jemand aber keinen Buben mit dem Beruf zum Altare hat, dann soll er dem Erzbischof durch das Pfarramt das Geld geben und damit denen helfen, die in armen Familien die Berufsgnade erhalten und das Studium begonnen haben! Alle Quatember-sonntage gibt's Gelegenheit; denn dort gehört der

Klingelbeutel den kirchlichen Anstalten, wo die künftigen Priester erzogen werden.

Setzt, lieber Leser und geneigte Leserinnen, ist es an dir, als Katholik und Katholikin zu handeln und dem Rufe deines Oberhirten zu folgen! Gutes tun, armet nicht! Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!



**Der älteste Liebesbrief.**

Ein bekannter Archäologe teilt in einer Zeitschrift mit, wo sich der älteste Liebesbrief auf der Welt befindet. Er ist vorhanden in London im Britischen Museum. Der Brief enthält einen Heiratsantrag, und zwar die Werbung um die Hand einer ägyptischen Prinzessin vor 3500 Jahren und ist auf einen Ziegelstein eingeritzt. — Ob der Brautwerber diesen Stein an den Kopf geworfen bekam, war leider nicht zu erfahren.



Tage	Fest- und Namenstage	Mond- lauf	Sonnen-		Tagl. St. M.	Mond-		
			Aufg.	Unterg.		Aufg.	Unterg.	
D 1	Philipp, Jakobus, Ap., Sigism., M.		1	431	724	1453	422	437
S 2	Athanasius, Bisch., Kchl.		7	420	734	1514	617	1041
S 3	Kreuz-Erfindung		13	410	743	1553	1236	154
19. Woche. <small>Ev. Vom guten Hirten. Joh. 10, 11—16; Ep. 1. Petri 2, 21—25.</small>			19	401	753	1553	824	447
			25	353	801	1608	1252	1102
S 4	2. S. n. Ostern, Mis. Dom., Monita		<p align="center"><b>Mondphasen.</b></p> <p>Am 1. Mai 12 Uhr Mitternacht Neumond                  „ 12. „ 3 „ morgens erstes Viertel                  „ 18. „ 11 „ abends Vollmond                  „ 25. „ 5 „ morgens letztes Viertel</p>					
M 5	Pius V., Papst							
D 6	Johannes v. d. lat. Pforte							
M 7	Festfeier d. hl. Joseph							
D 8	Michaels Erscheinung							
S 9	Gregor v. Nazianz, Bisch.							
S 10	Antoninus, Bisch.		<p align="center"><b>Sichtbarkeit der Planeten.</b></p> <p>Merkur bleibt unsichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit der Venus nimmt ab bis auf abendhalb Stunden am Ende des Monats; am 25. erreicht der Planet seinen größten Glanz. Beim Mars nimmt die Dauer der Sichtbarkeit langsam wieder zu bis auf ein- einhalb Stunden gegen Ende des Monats. Jupiter glänzt im letzten Drittel des Monats die ganze Nacht hindurch am Himmel; Saturn bleibt die ganze Nacht hindurch sichtbar.</p>					
20. Woche. <small>Ev. Ueber ein Kleines. Joh. 16, 16—22; Ep. 1. Petri 2, 11—19.</small>								
S 11	3. S. n. Ostern, Jubil., Mamertus							
M 12	Pankratius, M., Modoald, B.							
D 13	Servatius, Bisch.							
M 14	Bonifazius, M.							
D 15	Joh. Bapt. de la Salle, B., Sophia							
S 16	Johann v. Nepomuk, M., Ubaldu							
S 17	Paschalis Baylon, B., Bruno							
21. Woche. <small>Es ist euch gut, daß ich hingehe. Joh. 16, 5—14; Ep. 1. Joh. 1, 17—21.</small>								
S 18	4. S. n. Ostern, Cantate, Venant.							
M 19	Petrus Cölestinus, P., Ivo							
D 20	Bernardin von Siena, B.							
M 21	Felix v. Cantal, B.							
D 22	Julia, J. M., Emil, M.							
S 23	Desiderius, Andreas Bobola M.							
S 24	Maria Hilfe der Christen, Johanna							
22. Woche. <small>Ev. Bittet, so werdet ihr nehmen. Joh. 16, 20—30; Ep. 1. Joh. 1, 22—27.</small>								
S 25	5. S. n. Ostern, Rogate, Urban							
M 26	1. Betttag, Philipp Neri, B.							
D 27	2. Betttag, Beda, Kirchenl.							
M 28	3. Betttag, Augustinus, B., Wilh.							
D 29	Christi Himmelfahrt							
S 30	Ferdinand, K., Christina, M.							
S 31	Angela, Petronilla, J.							

**Bauernregeln.**

Viel Gewitter im Mai, schreit der Bauer jubel.

Pankratius, Servatius, Bonifatius, der Landmann sie beachten muß, geben sie vor- über ohne Regen, dem Weine bringt es großen Segen.

Im Mai zartes, saftiges Gras, gibt gute Milch ohn' Unterlaß.

Ein Bienenschwarm im Mai, ist wert ein Tuder Hen.

Kasser Mai — trockener Juni.

Maifahrerjagd — ein gutes Jahr.

Mai kühl und naß, fällt dem Bauern Scheuer und Raß. — Abendtau und kühl im Mai bringt Wein und vieles Heu. — Kein Reif nach Servas, kein Schnee nach Bonifaz. — Der Frost, der im Mai kommt, schadet dem Wein, dem Hopfen, den Bäumen, dem Korn und dem Lein. — Wenn St. Urban lacht, so werden die Trauben weinen, wenn St. Urban weint, so werden nicht groß sie dir weinen. — Danket St. Urban dem Herrn, er bringt dem Getreide den Kern. — Der Mai zum Wonnemond erkoren, hat den Reif nach hinter den Ohren. — Scheint die Sonne am St. Urbansdag, wird der Wein gut; regnet's aber, soll er sauer werden.

**D** große T  
Das  
selten g  
sieben  
ein Kir  
Diener  
er zu M  
wand g  
zukom  
meinde  
mand o  
natürlic  
fehlen u  
in sieb





Tage	Fest- und Namenstage	Mond- lauf	Sonnen-		Tagl. St. M.	Mond-		
			Aufg.	Unterg.		Aufg.	Unterg.	
<b>23. Woche.</b> <small>Ev. Der Geist der Wahrheit. Joh. 15, 26—16, 4; Ep. 1. Petri 4, 7—11.</small>			1	346	810	1624	342	644
S 1	6. S. n. Ostern, Exaudi, Juventius	☾	7	341	816	1635	809	1129
M 2	Erasmus, M., Blandina, J. M.	☾	13	339	821	1642	321	122
D 3	Klotilde, Kön., Morandus, B.	☾	19	339	825	1644	1018	616
M 4	Quirinus, M., Franz v. Car., B.	☾	25	340	824	1644	1238	124
D 5	Bonifazius, Bisch., M., A. d. D.	☾	<p align="center"><b>Mondphasen.</b></p> <p>Am 2. Juni 4 Uhr nachmittags Neumond                      " 12. " 3 " morgens erstes Viertel                      " 18. " 11 " abends Vollmond                      " 25. " 3 " nachmittags letztes Viertel</p>					
S 6	Rorbert, Bisch.	☾						
S 7	Pfingstvigil, Robert, Abt	☾						
<b>24. Woche.</b> <small>Ev. Der Tröster. Joh. 14, 23—31; Ep. Apostelgeschichte 2, 1—11.</small>			S 8	Pfingstsonntag, Medardus, Bisch.	☾	<p align="center"><b>Sichtbarkeit der Planeten.</b></p> <p>Merkur bleibt unsichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit der Venus nimmt weiter ab; in der 2. Hälfte des Monats wird der Planet ganz unsichtbar. Beim Mars nimmt die Sichtbarkeitsdauer täglich schneller zu und beträgt am Ende des Monats 2 Stunden 45 Minuten. Jupiter kommt am 6. in Opposition mit der Sonne und ist daher bis Ende des Monats die ganze, allerdings nur kurze, Nacht hindurch sichtbar. Saturn geht von Mitte des Monats an vor Eintritt der Morgenämmerung unter und ist am Ende des Monats noch 2 Stunden lang sichtbar.</p>		
M 9	Pfingstmontag, Primus, M.	☾						
D 10	Margaretha, Bardo, Bisch., B.	☾						
M 11	Quatemb., Barnabas, Ap.	☾						
D 12	Basilides, Leo III., Papst, Bek.	☾						
S 13	Anton von Padua, B.	☾						
S 14	Basilius, Bisch., Kirchenl.	☾	<b>25. Woche.</b> <small>Ev. Der Taufbefehl. Matth. 28, 18—20; Ep. Röm. 11, 33—36.</small>					
S 15	1. S. n. Pf., Dreifaltigkeit, Vitus	☾	M 16	Benno, Bisch., Luitgard	☾	<p align="center"><b>Bauernregeln.</b></p> <p>Juni feucht und warm, macht keinen Bauern arm. — Wenn kalt und nah der Juni war, verdirbt er meist das ganze Jahr. — Wenn der Kuckuck lange nach Johanni schreit, ruft er Miskwachs und teure Zeit.</p> <p>Regnets am Stiebsgläsertag, regnets noch sieben Wochen danach.</p> <p>Peter und Paul brechen den Galn ab, nach 14 Tagen schneiden wir's ganz ab.</p> <p>Bläst der Juni ins Donnerhorn, bläst er ins Land das liebe Korn.</p> <p>Korbwind, der im Juni weht, nicht im besten Aulse steht, bald Gewitter folgen muß.</p> <p>Regen am Johannistag, gibt viel Korn in den Sack.</p> <p>Juni trocken mehr als nah, fällt mit gutem Wein das Faß.</p> <p>Vor Johanni bel' um Regen, nachher kommt er ungelegen.</p> <p>St. Medard bringt keinen Frost mehr, der dem Weinstock gefährlich wär.</p>		
D 17	Adolf, Rainer, Bek.	☾						
M 18	Ephrem, Kchl., Mark. u. Marc.	☾						
D 19	Fronleichnam, Juliana, J.	☾						
S 20	Silverius, P. M.	☾						
S 21	Moyisius v. Gonzaga, Bek., Alban	☾						
<b>26. Woche.</b> <small>Ev. Das große Abendmahl. Luf. 14, 16—24; Ep. 1. Joh. 3, 13—18.</small>			S 22	2. S. n. Pf., Paulinus v. Nola, B.	☾	<p align="center"><b>Der</b></p> <p>feierlich segnete herum.</p> <p>Segens links u. Tropfen ungewo er inde holte b Stiehm junges</p>		
M 23	Edeltrud, J.	☾						
D 24	Johannes der Täufer	☾						
M 25	Prosper, Wilhelm, Abt.	☾						
D 26	Johann und Paul	☾						
S 27	Herz Jesu = Fest	☾						
S 28	Trenäus, M., Herz Mariä-Fest	☾						
<b>27. Woche.</b> <small>Ev. Jesus nimmt die Sünden an. Luf. 15, 1—10; Ep. 1. Petri, 5, 6—11.</small>			S 29	3. S. n. Pf., Peter und Paul	☾			
M 30	Pauli Gedächtnis	☾						

mehr  
Kirchen  
Die  
„Spise  
mal un  
harrte  
Berwar  
und G  
fort bis  
Suppe.  
Der  
feierlich  
segnete  
herum.  
Segens  
links u.  
Tropfen  
ungewo  
er inde  
holte b  
Stiehm  
junges





Tage	Fest- und Namenstage	Mond- lauf	Sonnen-		Tagl. St. M.	Mond-								
			Aufg.	Untera.		Aufg.	Untera.							
D 1	Fest. d. kostb. Blutes, Theobald	☾	1	343	824	1611	3 <sup>h</sup> 2	728						
M 2	Mariä Heimjuchung, Otto	☾	7	348	821	1633	9 <sup>h</sup> 1	1055						
D 3	Leo II., Papst, Hyacinth, M.	☾	13	354	816	1622	4 <sup>h</sup> 6	113						
S 4	Ulrich, Bisch. v. Augsburg, Berta, W.	☾	19	402	809	1610	9 <sup>h</sup> 5	734						
S 5	Numerianus, B., Zoë, M.	☾	25	410	801	1556	—	226						
<b>28. Woche.</b> <small>Ev. Petri Fischzug. Luk. 5, 1—11; Ep. Römer 8, 18—23.</small>			<b>Mondphasen.</b> Am 2. Juli 7 Uhr vormittags Neumond " 9. " 11 " abends erstes Viertel " 16. " 1 " morgens Vollmond " 23. " 6 " nachmittags letztes Viertel " 31. " 9 " abends Neumond											
S 6	4. S. n. Pf., Isaias, Proph. M.	☾	<b>Sichtbarkeit der Planeten.</b> Merkur bleibt unsichtbar. Die Venus befindet sich am 1. des Monats in unterer Konjunktion mit der Sonne, wird aber schon gegen Mitte des Monats auf kurze Zeit als Morgensterne im Nordosten sichtbar. Mars geht nummehr immer früher am Abend auf und ist am Ende des Monats fünf und eine halbe Stunde lang sichtbar. Jupiter ist anfangs noch nahezu 4 Stunden, am Ende des Monats 2 Stunden 45 Minut. lang zu sehen. Saturn geht noch vor Mitte des Monats bereits vor Mitternacht unter; die Dauer der Sichtbarkeit beträgt daher am Ende des Monats nur noch eine Stunde.											
M 7	Willibald, B. v. Eichstätt	☾												
D 8	Kilian, B. M., Elisabeth, König.	☾												
M 9	Cyrillus, B. M., Veronika, J.	☾												
D 10	7 Brüder, M. M., Amelberga, J.	☾												
S 11	Ulrich, Bek., Pius I., P. M.	☾												
S 12	Johan. Gualbert, Ordst., Felix, M.	☾												
<b>29. Woche.</b> <small>Ev. Die bessere Gerechtigkeit. Matth. 5, 20—24; Ep. 1. Petri 5, 8—15.</small>									<b>Bauernregeln.</b> Gundsstage hell und klar, zeigen an ein gutes Jahr; werden Regen sie begleiten, kommen nicht die besten Zeiten. It's zu Jakob hell und warm, macht zu Weibmachten warm. Wer nun nicht gebet mit dem Rechen — wenn die Acken und Bremsen stechen, — wer muß sich im Winter nehmen die Weil, — und umfragen, wo Stroh und Heu ist feil. Regen an Maria Heimlichung dauert zehn Tage. — Am Margarethentage ist der Regen eine Plage. Dem Sommer sind Donnerwetter nicht Schande, sie nützen der Luft der Lande. Wenn die Bohnen ährig geraten, geraten auch trefflich unsere Saaten. — An St. Millan säe Rüben und Widen an. — Die erste Birn bricht Margareth, darauf überall die Ernte angeht. — Im Juli muß die Hitze braten, was im September soll geraten. — Maria Magdalena meint um ihren Herrn, drum regnets an diesem Tage gern. — Abendrot, morgen grau gibt das schönste Tagesblau. — St. Jakob bringt das Salz in die Birnen. — Wenn die Sonne in der Erntezzeit schön untergeht, so folgt ein schöner Tag; fraucht sie aber im Untergange unter finstere, schwarze Wolken, folgt den andern Tag Regen.					
S 13	5. S. n. Pf., Anaklet, P. M., Eug.	☾												
M 14	Bonaventura, Krchl.	☾												
D 15	Heinrich, Kais., Apostel-Teilung	☾												
M 16	Skapulierfest, Faustus	☾												
D 17	Alegius, Bek., Leo IV., P.	☾												
S 18	Kamillus v. Lellis, Ordst.	☾												
S 19	Vinzenz von Paul, Ordst.	☾												
<b>30. Woche.</b> <small>Ev. Speisung der Wertaufend. Mark. 8, 1—9; Ep. Römer 6, 3—11.</small>			<b>31. Woche.</b> <small>Ev. Von den falschen Propheten. Matth. 7, 15—21; Ep. Römer 6, 19—23.</small>											
S 20	6. S. n. Pf., Margaretha, J. M.	☾												
M 21	Arbogast, Bisch. v. Straßb., Prag.	☾												
D 22	Maria Magdalena, Büß.	☾												
M 23	Apollinaris, M., Liborius, B.	☾												
D 24	Sel. Bernhard v. Bad., Bek.	☾												
S 25	Jakobus d. Aelt., Ap., Christ., M.	☾												
S 26	Anna, Mutter Marias	☾												
S 27	7. S. n. Pf., Pantaleon, M., Berth.	☾												
M 28	Innozenz I., P., Viktor, P. M.	☾												
D 29	Martha, J., Beatrix, J. M.	☾												
M 30	Abdon u. Sennen, M., Justita, M.	☾												
D 31	Ignat. v. Loyola, Ordst., Germ.	☾												

jamte  
nun m  
abzufes  
es in d  
hochfeie  
schidlich  
bedachte  
von so  
Nestho  
gotte ju  
gebliebe  
dachte  
mäusen  
steh ei  
Schreck  
Gesicht  
Feier,  
schen.  
Jest  
einande  
Situati  
der Ne

# Juli

31 Tage.

## Notizen:

A large rectangular area with horizontal dashed lines for writing. It contains several large, faint pencil sketches of irregular shapes, possibly representing trees or abstract forms, drawn across the lines.

samte Verwandtschaft fuhr es dahin, um sich nun mitten in der Verwandtschaft wohl auch abzusehen. Woher nun so ein Tier und wie es in die Chilche kam und dazu bei einem so hochfeierlichen Anlaß und gerade in dem unglücklichsten Augenblick? Entsetzt fuhr die also bedachte Verwandtschaft auseinander, um nicht von so unheimlichem, ungebetenem Gast zur „Nesthockete“ auserwählt zu werden. Die Sali-gotte suchte sich ihr wenigens Haar, wo ihr noch geblieben, mit den Händen zu decken, denn sie dachte an eine Wirkung, wie sie den Fledermäusen nachgesagt wird. „Das geistlich Brüütli“ ließ einen verhaltenen „Gigler“ (kindlicher Schreischrei). In schwere Falten zog sich das Gesicht des Festpfarrers ob der Würde der Feier, die allerdings ins Wanken zu geraten schien.

Jetzt war schon alles entsetzt und strebte auseinander, und nummen einer erfasste die Situation. Oder vielmehr ihrer zwei waren es: der Neupfister und der Dolefideli. Zunächst

der Dolefideli, wo auch zu der Verwandtschaft gehörte und ein Fußballer war. Als solcher verstand er sich gar wohl auf ein Ballfangen. Mit kühnem, kunstproblem Griff fing er daher den Wedel auf, denn nichts anderes war das lusttreifende, untönige Tier. Er hatte sich, weil er auch noch ein Neuling war, vom Stiel gelöst und hatte also mitsamt dem Weihwasser die Lustreise angetreten.

Mit besagtem kühnem Griff also fing der Dolefideli den Wedel auf, als er eben ausgerechnet auf des Ortsvorstehers Haupt niedersausen wollte, offenbar, um der Kahlköpfigkeit desselben, wenn auch nur für einen Augenblick, mit einem Haarbüschel auszuhefeln.

Aber als ein rechter Fußballer verstand sich der Retter in der Not nicht allein auf ein Ballfangen, sondern auch auf ein „Ballshuden“. Mit Füßen wie mit Knien war nun in der Kirchenbank freilich nichts anzufangen. Er „schuckte“ dafür mit den Händen, wie es kein Schulerbub beim „Roß oder Eckballis“ glück-



Tage	Fest- und Namenstage	Mond- lauf	Sonnen-		Tagl. St. M.	Mond-								
			Aufg.	Unterg.		Aufg.	Unterg.							
S 1	Petri Kettenfeier, Matt. Brüd.	☾	1	421	750	1520	458	807						
S 2	Alfons v. Lig., Portiunkulaseier	☾	7	430	740	1510	1206	1041						
32. Woche. <small>Ev. Der ungerechte Haushalter. Luf. 16, 1-9; Ep. Römer 8, 12-17.</small>			13	440	728	1448	613	249						
			19	450	716	1426	920	1000						
			25	500	703	1405	1202	405						
S 3	8. S. n. Pf., Stephanus Auffindg.	☾	<p align="center"><b>Mondphasen.</b></p> <p>Am 8. August 5 Uhr morgens erstes Viertel</p> <p>" 14. " 9 " abends Vollmond</p> <p>" 22. " 10 " vormittags letztes Viertel</p> <p>" 30. " 10 " vormittags Neumond</p>											
M 4	Dominitus, Bek., Ordst.	☾												
D 5	Mariä Schneefeier, Oswald, R. M.	☾												
M 6	Beklärung Christi, Sixtus, P. M.	☾												
D 7	Cajetan, Ordst., Afra, M.	☾												
S 8	Cyriacus, M., Altmann, Bisch.	☾												
S 9	Romanus, M., Hathumar, B.	☾												
33. Woche. <small>Ev. Der Herr weint über Jerusalem. Luf. 19, 41-47; Ep. 1. Kor. 10, 6-13.</small>									<p align="center"><b>Sichtbarkeit der Planeten.</b></p> <p>Merkur bleibt immer noch unsichtbar. Venus ist anfangs 1 Stunde 45 Minuten, zuletzt 3 Stunden 30 Minuten am Morgen sichtbar; am 7. des Monats strahlt der Planet wieder im größten Glanze. Mars kommt am 23. des Monats in Opposition zur Sonne und ist deshalb während des genannten Tages die ganze Nacht hindurch zu sehen. Jupiter geht mit Beginn des Monats bereits vor Mitternacht unter, die Dauer der Sichtbarkeit beträgt am Ende des Monats nur noch 2 Stunden. Die Sichtbarkeitsdauer des Saturn nimmt ab bis auf 30 Minuten am Ende des Monats.</p>					
S 10	9. S. n. Pf., Laurentius, M.	☾												
M 11	Tiburtius und Susanna, M. M.	☾												
D 12	Klara, J., Hilaria, M.	☾												
M 13	Hippolytus, Cassian, Wigbert, Abt	☾												
D 14	Bigil, Eusebius, Bek.	☾												
S 15	Mariä Himmelfahrt	☾												
S 16	Joachim, Vater Mariä, Rochus	☾												
34. Woche. <small>Ev. Pharisäer und Zöllner. Luf. 18, 9-14; Ep. 1. Kor. 12, 2-11.</small>			<p align="center"><b>Bauernregeln.</b></p> <p>Was Juli und August nicht vermocht, wird auch im September nicht gar gelocht. — Nit's in den ersten Wochen heft, so bleibt der Winter lange weiß. — Um St. Laurenti Sonnenschein bedeutet ein gutes Jahr mit Wein. — Was die Hundstage gehen, muß die Traube lähen. — Regnet es zu Bartholomäi, so wird der Herbst trocken und die Kartoffeln geraten gut. — Wer in der Heuet nicht gabelt, in der Ernte nicht zappelt, im Herbst nicht früh aussieht, kann sehen, wie's im Winter ihm geht. — Weht Augustwind aus dem Nord, hält das Wetter dauernd an, zieh'n die Elbdröckel schon fort, rüdt der Winter bald heran. — Um Augustin zieh'n die Wetter hin. — Hat unsere Frau gut Wetter, wenn sie zum Himmel läßt, gewiß sie guten Wein beschert. — Der Bartholomäus hängt dem Kopfen Trolken (Dolben) an. — Nach St. Lorenzi wächst das Holz nicht mehr. — Bartholomäi gut, macht dem Schober den Hut, hat er keinen, so macht er einen. — Wenn an Mariä Himmelfahrt die Sonne klar scheint, ist Hoffnung zu viel gutem Wein. Regnet's am Tage Mariä Himmelfahrt, bedeut's mehr Regen. — Je dicker im August der Regen, desto dünnern Most wird's geben.</p>											
S 17	10. S. n. Pf., Hyazinth, Liberatus	☾												
M 18	Helena, Kais., Klara v. Kreuz, J.	☾												
D 19	Sebald, Bek., Magnus, Bisch.	☾												
M 20	Bernhard, Abt, Krchl.	☾												
D 21	Joh. Franziska v. Chantal, Ordst.	☾												
S 22	Timotheus, M.	☾												
S 23	Philipp Benitus, Bek.	☾												
35. Woche. <small>Ev. Sephata! Mark. 7, 31-37; Ep. 1. Kor. 15, 1-10.</small>			<p align="center"><b>Sichtbarkeit der Planeten.</b></p> <p>Merkur bleibt immer noch unsichtbar. Venus ist anfangs 1 Stunde 45 Minuten, zuletzt 3 Stunden 30 Minuten am Morgen sichtbar; am 7. des Monats strahlt der Planet wieder im größten Glanze. Mars kommt am 23. des Monats in Opposition zur Sonne und ist deshalb während des genannten Tages die ganze Nacht hindurch zu sehen. Jupiter geht mit Beginn des Monats bereits vor Mitternacht unter, die Dauer der Sichtbarkeit beträgt am Ende des Monats nur noch 2 Stunden. Die Sichtbarkeitsdauer des Saturn nimmt ab bis auf 30 Minuten am Ende des Monats.</p>											
S 24	11. S. n. Pf., Bartholom., Ap.	☾												
M 25	Ludwig, Kön., Bek., Genesius, M.	☾												
D 26	Zenhrinus, Papst, M.	☾												
M 27	Gebhard, Bisch. v. Konstanz	☾												
D 28	Augustinus, Bisch., Krchl.	☾												
S 29	Johannis Enthauptg., Sabina, M.	☾												
S 30	Rosa v. Lima, J., Felix, Abdaukt	☾												
36. Woche. <small>Ev. Der barmherzige Samariter. Luf. 10, 23-37; Ep. 2. Kor. 3, 4-9.</small>			<p align="center"><b>Sichtbarkeit der Planeten.</b></p> <p>Merkur bleibt immer noch unsichtbar. Venus ist anfangs 1 Stunde 45 Minuten, zuletzt 3 Stunden 30 Minuten am Morgen sichtbar; am 7. des Monats strahlt der Planet wieder im größten Glanze. Mars kommt am 23. des Monats in Opposition zur Sonne und ist deshalb während des genannten Tages die ganze Nacht hindurch zu sehen. Jupiter geht mit Beginn des Monats bereits vor Mitternacht unter, die Dauer der Sichtbarkeit beträgt am Ende des Monats nur noch 2 Stunden. Die Sichtbarkeitsdauer des Saturn nimmt ab bis auf 30 Minuten am Ende des Monats.</p>											
S 31	12. S. n. Pf., Raimund, Paulinus	☾												

lischer  
geton  
nur e  
berü  
haben  
J  
Mer  
wede  
ziant  
heitel  
Anfa  
er ü  
gesch  
Schul  
eine  
mit e  
dacht  
find.  
R  
der 2  
gerei





Tage	Fest- und Namenstage	Mond- lauf	Sonnen-		Tagl. Et M.	Mond-		
			Aufg.	Unterg.		Aufg.	Unterg.	
M 1	Negidius, Abt, Berena, J.		1	512	647	1336	724	751
D 2	Stephan, Kön., Bef.		7	522	632	1811	219	1125
M 3	Manfuetus, B., Serapia, J. M.		13	533	617	1214	722	630
D 4	Rosalia, Rosa, Irmgard, J.		19	542	605	1221	912	1204
S 5	Laurentius Justiniani, Bisch.		25	552	550	1158	121	436
S 6	Magnus, Abt., Ida, W.		<b>Mondphasen.</b>					
<b>37. Woche.</b> <small>Ev. Die zehn Aussätzigen. Luf. 17, 11—19; Ep. Gal. 3, 16—22.</small>			Am 6. September 10 Uhr vormittags erstes Viertel					
			" 13. " 8 " vormittags Vollmond					
			" 21. " 5 " morgens letztes Viertel					
			" 28. " 9 " abends Neumond					
			<b>Sichtbarkeit der Planeten.</b>					
			Merkur wird sichtbar in der zweiten Hälfte des Monats morgens im Osten bis zu 45 Minuten. Die Sichtbarkeitsdauer des Venus nimmt zu bis auf ca. 4 Stunden, beim Mars, der am Anfang des Monats nahezu 8 Stunden zu sehen war, wird die Sichtbarkeitsdauer kürzer und dauert gegen Ende des Monats nur noch gegen 7 Stunden; Jupiters Sichtbarkeit nimmt ab bis auf 1 Stunde 30 Minuten am Ende des Monats; Saturn verschwindet in der zweiten Hälfte des Monats ganz.					
			<b>Bauernregeln.</b>					
			Ist's am 1. September hübsch rein, wird's den ganzen Mai schön sein. — Durch Septembers heitern Blick, schaut nochmals der Mai zurück. — September-Regen kommt Saat und Heben ungelogen. — An Maria Geburt ziehen die Schwärme hurt. Maria gebor'n, Bauer sie dein Korn. — Wenn Matthäus (21.) weint, halt lacht, er den Wein zu Essig macht. — St. Michaels Wein, süßer Wein, Herrenwein. — Gib auf Negel's Tag wohl acht, er sagt dir, was der Monat macht. — Wenn der September noch donnern kann, sehen die Bäume viel Blüten an. — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Septemberregen ist den Bauern gelegen, wenn er aber den Winter trifft, ist er ebenso schlecht als Gift. — Bringt St. Michel Regen, kann man im Winter den Pelz anlegen. — Manng ist den ersten Strang, Maria Geburt ist froh, Maria Namen nimmt alles zusammen. — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Wenn das Land von Bäumen ungern abfällt, folgt ein harter Winter. — Sehle von dem ersten Schnee wieviel Tage feind bis zu dem bevorstehenden neuen Mond, denn so vielmal wird's im Winter aufbauen.					
<b>38. Woche.</b> <small>Ev. Sorget nicht. Matth. 6, 24—33; Ep. Gal. 5, 16—24.</small>								
S 14	14. S. n. Pf., Kreuzerhöhung							
M 15	7 Schmerz, Mariä, Nikomedes							
D 16	Kornelius, Papst, Cyprian, B.							
M 17	Quat., Lambertus, B., Hildeg., J.							
D 18	Joseph v. Cup., Richardis, Kais.							
S 19	Januarius, M.							
S 20	Eustachius, M.							
<b>39. Woche.</b> <small>Ev. Weine nicht. Luf. 7, 11—16; Ep. Gal. 5, 25—6, 10.</small>								
S 21	15. S. n. Pf., Matth., Ap. Ev.							
M 22	Landolin, Eins., M., Mauritius							
D 23	Linus, P. M., Thelka, J. M.							
M 24	Maria v. d. Erlös. d. Gefang.							
D 25	Kleophas, M., Jüng. Jes.							
S 26	Cyprian u. Justina, M., Eugenia							
S 27	Rosmas und Damian, M. M.							
<b>40. Woche.</b> <small>Ev. Sabbatsfeier in Liebe und Demut. Luf. 14, 1—11; Ep. Eph. 3, 13—21.</small>								
S 28	16. S. n. Pf., Lioba, Wenzesl.							
M 29	Michael, Erzengel							
D 30	Hieronymus, Krchl., Urs. u. Bitt.							

Berg  
Rhe  
das  
ging  
lag i  
Him  
schw  
schie  
atme  
wan  
finge  
die  
Es r





Tage	Fest- und Namenstage	Mond- lauf	Sonnen-		Tagl.	Mond-		
			Aufg.	Unterg.	St. M.	Aufg.	Unterg.	
M 1	Remigius, Nicetius, Ludwin, Bisch.		1	602	536	1134	859	712
D 2	Leodegar, B. M.		7	612	522	1110	320	—
F 3	Candidus, Ewald, Märt.		13	623	509	1046	556	634
S 4	Franziskus v. Assisi, Bef. Ordst.		19	634	465	1011	920	1240
			25	645	443	948	240	356
<b>41. Woche.</b> <small>Ev. Das vornehmste Gebot u. d. vornehmste Frage. Matth. 22, 35—46; Ep. Eph. 4, 1—6.</small>								
S 5	17. S. n. Pf., Rosenkranz f.		<b>Mondphasen.</b>					
M 6	Bruno, Ordst., Fides, J. M.		Am 5. Oktober 10 Uhr vormittags erstes Viertel					
D 7	Markus, Papst, Justina, J. M.		" 12. " 8 " vormittags Vollmond					
M 8	Brigitta v. Schweden, Ordst.		" 20. " 5 " morgens letztes Viertel					
D 9	Dionysius, B. M., Günter, Eins.		" 28. " 9 " abends Neumond					
F 10	Franz Borgias, Bef., Gereon, M.		<b>Sichtbarkeit der Planeten.</b>					
S 11	Bruno, Bisch., Emil, Bef.		Merkur wird gegen Mitte des Monats wieder unsichtbar. Die Dauer der Sichtbarkeit der Venus nimmt langsam wieder ab bis auf 3 Stunden 30 Minuten am Ende des Monats. Der Mars nimmt nunmehr eine immer mehr nördliche Stellung ein und ist daher während des ganzen Monats noch 7 Stunden zu sehen. Jupiter ist am Ende des Monats am südwestlichen Abendhimmel kaum noch 1 Stunde sichtbar. Saturn kommt am 28. des Monats in Konjunktion mit der Sonne und bleibt daher unsichtbar.					
<b>42. Woche.</b> <small>Ev. Der Sichtbrichtige. Matth. 9, 1—8; Ep. 1. Kor. 1, 4—8.</small>								
S 12	18. S. n. Pf., Magimil, B. M.		<b>Bauernregeln.</b>					
M 13	Eduard, König, Lubentius, Bef.		Wenn Kranich und wilde Gänse gehen, wird man bald den Winter sehen. — Wenn der Lauber noch girrt, hat sich der Herbst gerirt. — Auf St. Gallen-Tag muß jeder Apfel in seinen Saft. — Urjula räuml's Kraut b'rein, sonst schneit's d'rein. — Wenn Simon und Juda vorbei, so rüdet der Winter herbei. — Wenn's im Oktober friert und schneit, bringt der Jänner milde Zeit; wenn's aber donnert und wetterleuchtet, der Winter dem April an Reumigkeit gleichet. — Viel Nebel im Herbst deuten auf einen schneereichen Winter. — Fette Vögel und Dachs, pfeift im Winter die Ahe. — Auf St. Gall bleibt die Kuh im Stall. — Eißt das Raub jetzt noch fest auf dem Baum, seht ein strenger Winter faum. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er die Gottesäder beobacht. — Wenn zu uns Simon und Judas (28.) wandeln, wollen sie mit dem Winter handeln. — Am Lukasstag soll das Korn schon in den Stoppeln gestät sein. — Wenn St. Gallus kommt, hau ab den Kohl, er schmecht im Winter trefflich wohl. — An die vielstem Tag dieses Monats der Schnee fällt, so vielmal soll es in dem Winter schnehen, als zum Exempel, so es den 30. Oktober schnehet, so soll es in dem Winter 30 mal schnehen. — Wenn das Laub von den Bäumen und nicht weit von ihnen fällt, sondern beisammen bleibt, so soll ein fruchtbares Jahr folgen. — Wenn viel Eibeln wachsen, bedeut's einen kalten Winter mit viel Schnee.					
D 14	Kallistus, P. M., Burchard, Bisch.							
M 15	Kirchweihfest, Theresia, J.							
D 16	Gallus, Abt, Lullus, Bisch.							
F 17	Hedwig, W., Maria Margar. Mac.							
S 18	Lukas, Evangelist							
<b>43. Woche.</b> <small>Ev. Die Königl. Hochzeit. Matth. 22, 1—14; Ep. Eph. 4, 23—28.</small>								
S 19	19. S. n. Pf., Kirchweihsonnt.							
M 20	Wendelin, Abt, Joh. Kant., B.							
D 21	Urjula u. Genoff, J. M.							
M 22	Urdula, Modia, J. M.							
D 23	Severin, B. v. Köln							
F 24	Raphael, Erzengel							
S 25	Crispin und Crispinian, M.							
<b>44. Woche.</b> <small>Ev. Des Königl. Sohn. Joh. 4, 46—53; Ep. Eph. 5, 15—21.</small>								
S 26	20. S. n. Pf., Erntedankfest							
M 27	Sabina, M., Gualfard							
D 28	Simon u. Judas Thaddäus Ap.							
M 29	Narzissus, B., Ferrutius, M.							
D 30	Alfons Rodr., Bef.							
F 31	Vigil v. Allerh., Wolfgang, Bisch.							

ohne  
der  
die  
ragt  
Mar  
und  
Ges  
die  
sein  
für  
Fre  
Sch  
Berg  
Jekt  
die  
mal  
Hän  
mein  
See





Tage	Fest- und Namenstage	Mond- lauf	Sonnen-		Tagl. Et. M.	Mond-		
			Aufg.	Unterg.		Aufg.	Unterg.	
S 1	Aller Heiligen		1	658	429	931	1140	822
45. Woche. <small>Ev. Der Schaffsnecht. Matth. 18, 23—35; Ep. Eph. 6, 10—17.</small>			7	709	418	909	317	222
			13	720	408	848	549	844
S 2	21. S. n. Pf., Justus, M., Viktorin.		19	731	400	829	1128	197
M 3	Allerseelen, Pirmin, Hub.		25	741	353	812	524	340
D 4	Karl Borromäus, B., Emmerich		<p align="center"><b>Mondphasen.</b></p> <p>Am 3. November 11 Uhr abends erstes Viertel                      " 11. " 2 " nachmittags Vollmond                      " 19. " 7 " abends letztes Viertel                      " 26. " 6 " abends Neumond</p>					
M 5	Zacharias u. Elisabeth							
D 6	Leonhard, Abt, Modesta, J.							
S 7	Engelbert, B. M., Willibrord, B.							
S 8	4 gekrönte Märtyrer, Gottfried, B.							
46. Woche. <small>Ev. Die Zinsmünze. Matth. 22, 15—21; Ep. Phil. 1, 6—11.</small>								
S 9	22. S. n. Pf., Theodor, M.							
M 10	Andreas Avellin., Bef.							
D 11	Martin, Bisch., Menas, M.							
M 12	Martin, Papsf M., Kunibert, B.							
D 13	Stanislaus Kostka, B., Didakus							
S 14	Josaphat, B. M., Betha v. Reute, J.							
S 15	Albert d. Große, Bisch., Leop., Bef.							
47. Woche. <small>Ev. Jairt Töchterlein. Matth. 9, 18—26; Ep. Phil. 3, 17—4, 3.</small>								
S 16	23. S. n. Pf., Edmund, Othmar		<p align="center"><b>Sichtbarkeit der Planeten.</b></p> <p>Merkur bleibt unsichtbar. Venus wird immer weniger lang sichtbar sein und am Ende des Monats nur noch 2 Stunden 45 Minuten am Himmel stehen. Die Sichtbarkeit des Mars beträgt 7 Stunden. Jupiter wird gegen Ende des Monats ganz unsichtbar. Saturn wird in der ersten Hälfte des Monats auf kurze Zeit des Morgens am östlichen Himmel erscheinen.</p>					
M 17	Gertrudis d. Gr., J., Greg. Thaum.							
D 18	Odo, Abt, Eugen, Bisch.							
M 19	Elisabeth v. Thüringen							
D 20	Felix v. Valois, B.							
S 21	Mariä Opferung, Kolumban, Abt							
S 22	Cäcilia, J. M.							
48. Woche. <small>Ev. Vom Greuel der Verwüstung. Matth. 24, 15—35; Ep. Kol. 1, 9—14.</small>								
S 23	24. S. n. Pf., Klemens, P. M.							
M 24	Joh. v. Kreuz, Bef., Chrysog., M.							
D 25	Katharina, J. M., Sukunda, J.							
M 26	Konrad, Bischof v. Konstanz							
D 27	Virgilius, B., Bithildis, Abtiss.							
S 28	Jakob v. d. March, Bef., Softh., M.							
S 29	Saturnin, B. M., Demetrius							
49. Woche. <small>Ev. Die Ankunft des Herrn. Luk. 21, 25—33; Ep. Römer 13, 11—14.</small>								
S 30	1. Advents Sonntag, Andreas, Ap.		<p align="center"><b>Bauernregeln.</b></p> <p>Wenn es zu Allerheiligen schneit, halte keinen Pels bereit. — Andreas-Schnee tut dem Korn weh. — Wenn die Gänse um Martin auf dem Eise stehen, so müssen sie um Weihnachten im Kote gehen. — So wie der Tag ist um Rathrein, so wird der nächste Januar sein. — Sperrt der Winter zu früh das Haus, hält er sicher nicht lange aus. — Sicht November fest im Laub, wird der Winter hart, das glaub'. — Später Donner hat die Kraft, daß er viel Getreide schafft. — Baumblüte spät im Jahr, nie ein gutes Zeichen war. — Bringt Allerheiligen einen Winter, so bringt Martini den Nachsommer. — St. Martin will Feuer im Kamin. — Allerheiligen sehen sich nach dem Winter um. — November tritt oft hart herein, braucht nicht viel dahinter zu sein. — Sankt Martin (11.) setzt sich schon mit Pant am warmen Ofen auf die Bank. — Korbinian fängt das Feiern an. — Schafft Katharina vor Frost sich Schutz, so wartet man lange draußen im Schmutz.</p>					

ten,  
freu  
mit  
Dor  
läut  
blum  
lein  
nich  
Heir  
  
liche  
emp  
wach  
dessa  
zur  
ditio  
Räu  
war  
mal  
l  
Fra





Tage	Fest- und Namenstage	Mond- lauf	Sonnen-		Tagl. St. M.	Mond-		
			Aufg.	Unterg.		Aufg.	Unterg.	
M 1	Eligius, Bisch., Natalie, Wwe.		1	750	348	758	1201	922
D 2	Bibiana, J. M., Petrus Chryf.		7	758	345	747	280	321
M 3	Franz Xaver, Bef., Lucius		13	805	344	739	567	921
D 4	Barbara, J. M., Anno, Bisch.		19	810	344	734	—	1226
S 5	Sabbas, Abt, Sola, Bef.		25	813	348	735	654	334
S 6	Nikolaus, Bischof							

**50. Woche.** Ev. Bist du, der da kommen soll? Matth. 11, 2-10; Ep. Römer 15, 4-13.

S 7	<b>2. Adventssonntag, Ambros., Bisch.</b>	
M 8	<b>Mariä Unbef. Empfängnis</b>	
D 9	Petrus Four., Leokadia, J. M.	
M 10	Eucharis, Bisch., Melchiades, P. M.	
D 11	Damasus, P. M., Magent., M.	
S 12	Synesius, M.	
S 13	Lucia, J. M., Ottilia, J.	

**51. Woche.** Ev. Das Zeugnis Johannis des Täufers. Job. 1, 19-28; Ep. Phil. 4, 4-7.

S 14	<b>3. Adventssonntag, Nikasius, B. M.</b>	
M 15	Eusebius B. M., Christiana	
D 16	Adelheid, Kaiserin	
M 17	Quat., Lazarus, B., Sturmius, A.	
D 18	Mariä Erwartung, Wunibald, Bef.	
S 19	Nemesius, M.	
S 20	Ammon, M., Philogonius, B.	

**52. Woche.** Ev. Bereitet den Weg des Herrn. Luf. 3, 1-6; Ep. 1. Kor. 4, 1-5.

S 21	<b>4. Adventssonntag, Thomas, Apost.</b>	
M 22	Sel. Petrus Kanis., Bef., Flav., M.	
D 23	Viktoria, J. M., Dagobert, K.	
M 24	<b>Weihnachtsvigil, Ad. u. Eva</b>	
D 25	<b>Heil. Weihnachtsfest</b>	
S 26	Stephanus, Erzmart.	
S 27	Johannes, Ap. u. Evang.	

**53. Woche.** Ev. Von Simeon und Anna. Luf. 2, 33-40; Ep. Gal. 4, 1-7.

S 28	<b>S. n. Weihn., Unsch. Kinder</b>	
M 29	Thomas von Kant., B. M.	
D 30	David, König, Irmina, J.	
M 31	Enlvester I., Papst, Kolumba, J.	

## Christmonat

### Mondphasen.

Am 3. Dezember 10 Uhr vormittags erstes Viertel  
 " 11. " 8 " vormittags Vollmond  
 " 19. " 11 " vormittags letztes Viertel  
 " 26. " 5 " morgens Neumond

### Sichtbarkeit der Planeten.

Merkur bleibt unsichtbar. Venus ist am Ende des Monats nur noch eineinhalb Stunden im Südosten als Morgenstern sichtbar. Der Untergang des Mars verlagert sich noch immer bis nach Mitternacht, sodas er auch am Ende des Jahres fast immer noch 7 Stunden des Abends zu sehen ist. Jupiter kommt am 23. des Monats in Konjunktion mit der Sonne und bleibt daher unsichtbar. Saturn geht immer früher am Morgen auf und kann daher am Ende des Monats dreieinhalb Stunden lang vor Tagesanbruch gesehen werden.

### Bauernregeln.

Dezember kalt mit Schnee, gibt Korn auf jeder Häh'. — Herrscht in der ersten Adventswoche strenges kaltes Wetter, so soll dasselbe 18 Wochen anhalten. — St. Luzian tut den Tag stutzen. — Wenn es nicht wintern tut, so wird der Sommer selten gut. — Weibnachten im Alee, Ostern im Schnee. — Hängt zu Weibnachten Eis an den Weibten, kannst du Ostern Palmen schneiden.  
 Kalter Dezember und fruchtreich Jahr sind vereinigt immerdar. — Helle Christnacht, finstre Scheuer, finstre Christnacht, helle Scheuer. — Grüne Weibnachten, fetter Atrichof. — Entsteigt Rauch den zugefrorenen Klüssen, so ist auf lange Kälte zu schließen. — Stürmt es zur Weibnachtszeit, so gibt es viel Obst. — Zum Ende geb' ich euch diese Lehr', damit das Jahr euch günstig wiederlehr': Erkalte nicht an Tugend, Fleis und Müß', pflieg' diese jeder gerne spät und früh. — Das Ende gut sei und alles gut, empfehl' ich euch in Gottes Hut!

Jan  
 nicht zu  
 Febr  
 Febru  
 sehr sal  
 Mär  
 ter an,  
 8. und  
 dom 22  
 es, ist  
 Regen.  
 Apr  
 dann r  
 veränd  
 Mai  
 zum 22  
 und fru  
 26. trüb  
 Weinsto  
 Jun  
 Luft bis  
 dann R  
 auf se

# Dezember

31 Tage.

## Notizen:

### Der hundertjährige Kalender prophezeit:

**Januar.** Der Monat Januar wird trocken, jedoch nicht zu kalt sein.

**Februar.** Im Anfang schön, den 12. bis 18. Februar Schnee und Wind, hernach bis zum Ende sehr kalt.

**März.** Der Monat März fängt mit kaltem Wetter an, des Morgens und des Abends taut es, den 8. und 9. Regen und Schnee, vom 10. bis 21. kalt, vom 22. bis 24. Regen und Schnee. Dann gefriert es, ist kalt und schön bis den 27., hierauf trüb und Regen.

**April.** Der April fängt sehr schön an bis den 6., dann regnet, schloßt und gefriert es, bald darauf veränderlich und ungestüm bis zum Ende.

**Mai.** Am 2. Mai ganz schön und warm, bis zum 22. ist bisweilen Donner und Gewitter, warm und fruchtbar, den 23. trüb und windig, den 24. bis 26. trüb und schloßt es, bis zu Ende kalt. Wenn der Weinstock nicht gut mit Laub versehen, erfriert er.

**Juni.** Der Juni hat anfangs Reifen und rauhe Luft bis zum 8., darauf schön warm bis zum 11., dann Regenschauern und Wind, den 24. Reifen, darauf sehr warmes Wetter.

**Juli.** Juli fängt an mit kühlem Wetter, bis den 9., dann folgen heiße Tage und frühe Nächte bis den 14. und große Dürre bis zum Ende.

**August.** Der Monat August beginnt mit warmem Wetter, hernach unlustig bis den 11., dann folgt schönes Wetter, welches bis den 30. währt, hernach ungestüm bis Ende.

**September.** Mit unlustigem Wetter beginnt der September und es regnet bis den 10., dann schönes Wetter bis den 14., hernach einige Tage Regen und wieder einige Tage schön, den 21. bis 25. Regen, dann schön bis Monatsende.

**Oktober.** Anfangs Oktober schön bis zum 8., dann stellt sich trübes Wetter ein, den 14. und 15. sehr schöne Zeit, den 17. gibt es Reifen, den 18. gefriert es, vom 19. bis 21. schön und warm, den 27. bis zum Ende trüb.

**November.** Der Monat November beginnt mit schönem Wetter bis zum 7., an welchem Regen eintritt, vom 10. bis 19. Schnee, drei Tage schön, hernach unlustige Zeit bis zum Ende.

**Dezember.** Der Dezember fängt mit unlustigem Wetter an, währt mit Nebel und mit Schnee bis den 10., dann trocken bis den 13., raub und frostig bis den 29., den 30. und 31. schönes Wetter.

terg.  
923  
321  
921  
226  
354

iertel  
nd  
iertel

s ist  
halb  
sicht-  
gert  
B er  
noch  
3 u -  
kon-  
un-  
am  
des  
ges-

auf  
nts-  
selbe  
den  
tul,  
seh-  
ängt  
unst  
  
sind  
ndt,  
esse  
sch-  
nen  
ben.  
es  
stef  
der-  
und  
rüb.  
seh!

# Zeitrechnung und Himmelererscheinungen im Jahre 1924.

Das 1924. Jahr der christlichen Zeitrechnung wird von Christi Geburt an gerechnet. Es ist ein Schaltjahr von 366 Tagen oder 52 Wochen und 2 Tagen und beginnt am Dienstag, den 1. Januar neuen Stils, welcher Tag dem 19. Dezember 1923 des alten Kalenders entspricht. Im alten Kalender beginnt das Jahr mit Montag, den 1. Januar, entsprechend dem 14. Januar des neuen Kalenders, der 31. Dezember 1924 des alten Stils entspricht dann dem 13. Januar 1925 neuen Stils. Die griechische Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Welterschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und beginnt ihr 7432. mit dem 1. September alten oder 14. September neuen Stils unseres 1923. Jahres. Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl, rechnen aber sonst nach dem alten (julianischen) Kalender. Die Juden zählen ihre Jahre seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5684. Jahr mit dem 11. September 1923. Es ist ein ordentliches Schaltjahr mit 384 Tagen. Am 29. September 1924 beginnt ihr 5685. Jahr, welches ein überzähliges Gemeinjahr mit 355 Tagen ist und mit dem 18. September 1925 endet. Die Araber, Perser, Türken und die anderen Befenner des mohammedanischen Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds Auswanderung aus Mekka nach Medina. Sie beginnen am 14. August 1923 ihr 1342. und am 2. August 1924 ihr 1343. Jahr, welche beide Gemeinjahre von 354 Tagen sind.

**Simmelererscheinungen.** Für den Mond ist im Mondlauf bei jedem Tag das Zeichen des Tierkreises angegeben: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische. Diese schon den ältesten Völkern bekannten „Zeichen“ stimmen noch vor 2000 Jahren mit dem am Himmel sichtbaren gleichnamigen Sternbildern überein, aber heute sind die Sternbilder infolge der sogenannten Präzession um ein ganzes Zeichen vorgeklippt. Die Sonne durchläuft den Tierkreis auf ihrer jährlichen Scheinbahn wie folgt: Sie tritt in das Zeichen des Wassermanns am 21. Januar, der Fische am 19. Februar, des Widder am 20. März (Frühlingsbeginn, Tag- und Nachtgleiche), des Stiers am 20. April, der Zwillinge am 21. Mai, des Krebses (Sommeranfang, längster Tag) am 21. Juni, des Löwen am 23. Juli (Sundstage), der Jungfrau am 23. August, der Waage (Tag- und Nachtgleiche, Herbstanfang) am 23. September, des Skorpions am 23. Oktober, des Schützen am 22. November, des Steinbocks (Winter Tag, Wintersbeginn) am 22. Dezember.

Von den Planeten sind die Stellungen der mit blohem Auge sichtbaren bezeichnet. Sucht man für den dort angegebenen Tag der Mondnähe in der Spalte Mondlauf das Zeichen auf, in dem der Mond steht, so ergibt sich daraus das Zeichen und (um eins rückwärts) das Sternbild, in dem der Planet sich an jenem Tage befindet. Für Jupiter und Saturn bleibt dieser Ort annähernd im ganzen

Monat, während Venus und Mars rascheren Lauf haben. — Die Sonne ist 1 253 000 mal größer und 333 470 mal schwerer als die Erde. Der Mond läuft in 27 Tagen 8 Stunden um die Erde, ist 384 000 Kilometer von ihr entfernt und 50 mal kleiner, 1/81 so schwer als diese. Der Durchmesser der Erde beträgt 12 756 Kilometer, ihre mittlere Entfernung von der Sonne 149 Millionen Kilometer, die kleinste Entfernung 146,5 und die größte 151,5 Millionen Kilometer. Merkur: Umlaufzeit um die Sonne 88 Tage, mittlere Entfernung von der Sonne 58 Mill. Kilometer, Größenverhältnis zur Erde (Erde = 1) 0,053, Massenverhältnis 0,056. Venus: Umlaufzeit 224,7 Tage, mittlere Entfernung von der Sonne 108 Millionen Kilometer, Größenverhältnis zur Erde 0,93, Massenverhältnis 0,82. Mars: Umlaufzeit 1 Jahr 321,7 Tage, mittlere Entfernung von der Sonne 227 Mill. Kilometer, Größenverhältnis 0,15, Massenverhältnis 0,11. Jupiter: Umlaufzeit 11 Jahre 314,8 Tage, mittlere Entfernung 775 Mill. Kilometer, Größenverhältnis 1318, Massenverhältnis 318. Saturn: Umlaufzeit 29 Jahre 166,5 Tage, mittlere Entfernung 1424 Mill. Kilometer, Größenverhältnis 686, Massenverhältnis 95. Uranus: Umlaufzeit 84 Jahre 6 Tage, mittlere Entfernung 2864 Mill. Kilometer, Größenverhältnis 62, Massenverhältnis 15. Neptun: Umlaufzeit 164 Jahre 286 Tage, mittlere Entfernung 4487 Mill. Kilometer, Größenverhältnis 83, Massenverhältnis 17. Die kleinen Planeten bewegen sich, wenige ausgenommen, zwischen Jupiter und Mars. Entfernung von der Sonne 218—782 Mill. Kilometer, Durchmesser 30—766 Kilometer, Umlaufzeit einviertel bis 12 Jahre. Sie sind erst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts entdeckt. Die Entdeckung geschieht fast ausschließlich durch Himmelsphotographie.

Im Jahre 1924 werden drei Sonnenfinsternisse und zwei Mondfinsternisse stattfinden, von denen in unseren Gegenden die erste Mondfinsternis nur teilweise, die zweite Mondfinsternis in ihrem ganzen Umfange sichtbar sein wird. Die Reihenfolge der Finsternis ist: 1. Eine totale Mondfinsternis am 20. Februar von 3 Uhr 18 Min. nachm. bis 6 Uhr 58 Min. abends. Die Totalität dauert von 4 Uhr 20 Min. bis 5 Uhr 57 Min. nachmittags. Die Sichtbarkeit der Finsternis erstreckt sich über den äußersten nordwestlichen Teil von Nordamerika, über Australien, Asien, Europa und den größten Teil Afrikas. Für Deutschland geht der Mond nach der Mitte der Finsternis unter. 2. Eine partielle Sonnenfinsternis am 5. März. Sie ist zu sehen an den Südspitzen von Amerika und Afrika und dauert von 2 Uhr 55 Min. bis 6 Uhr 33 Min. 3. Eine partielle Sonnenfinsternis am 31. Juli. Auch diese ist nur in den südlichen Breiten sichtbar. Dauer derselben von 7 Uhr 52 Min. bis 10 Uhr 4 Min. abends. 4. Eine totale Mondfinsternis am 14. August. Sie wird in Australien, Asien, Afrika und Europa zu sehen sein und von 7 Uhr 31 Min. bis 11 Uhr 9 Min. abends dauern. 5. Eine partielle Sonnenfinsternis am 30. August. Ihre Sichtbarkeit erstreckt sich auf die nördliche Halbkugel und dauert von 7 Uhr 50 Min. bis 10 Uhr 55 Min. vormittags.

## Die beweglichen Feste.

Jahreszahl	Afchermittwoch	Ostern	Pingsten	1. Adventssonntag
1924	5. März	20. April	8. Juni	30. November
1925	25. Februa.	12. April	31. Mai	29. November
1926	17. Februar	4. April	23. Mai	28. November
1927	2. März	17. April	5. Juni	27. November
1928	22. Februar	8. April	27. Mai	2. Dezember
1929	13. Februar	31. März	19. Mai	1. Dezember
1930	5. März	20. April	8. Juni	30. November
1931	18. Februar	5. April	24. Mai	29. November
1932	10. Februar	27. März	15. Mai	27. November
1933	1. März	16. April	4. Juni	3. Dezember

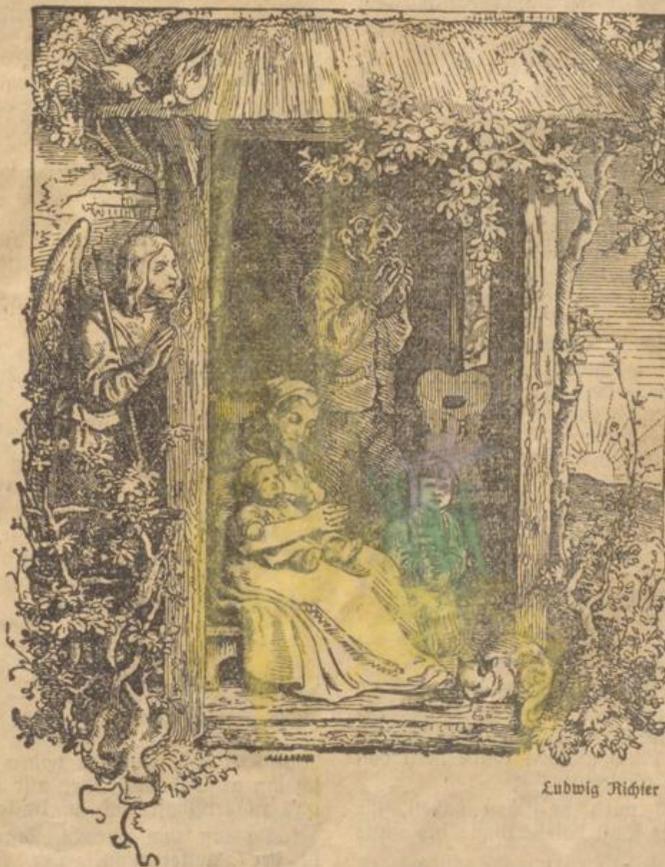
924.

# \* Morgensegen \*

Die glühne Sonne,  
Voll Freude und Wonne,  
Bringt unsern Grenzen  
Mit ihrem Glänzen  
Ein herzerquickendes, lieb-  
liches Licht.

Mein Haupt und Glieder,  
Die lagen darnieder;  
Aber nun erwach ich,  
Bin munter und fröhlich,  
Schau' dem Himmel ins helle  
Gesicht.

Zu dir, hoch droben,  
In Dank erhoben  
Ist all mein Sinnen —  
Und all mein Minnen  
Vater, ist einzig dir  
zugewandt.



Ludwig Richter

Jetztund regiere  
Mich, lenke und führe,  
Wie dir's gefällt:  
Ich habe gestellet  
Alles in deine Besehung  
und Hand.

Kreuz und Glende,  
Das nimmt ein Ende;  
Nach Meeresbrausen  
Und Windesausen  
Leuchtet der Sonne strahlend  
Gesicht.

Freude die Fülle  
Und selige Stille  
Hab ich zu warten  
Im himmlischen Garten,  
Dahin sind meine Gedanken  
gerichtet!

en Lauf  
größter  
Mond  
Erde, ist  
50 mal  
Durch-  
er, ihre  
Millionen  
und die  
ur: Um-  
fernung  
überhält-  
verhältnis  
mittlere  
Kilometer,  
verhältnis  
7 Tage,  
ill. kilo-  
verhältnis  
ce 314,8  
Kilometer,  
8. Sa.  
mittlere  
verhältnis  
aufszeit  
64 Mill.  
hältnis 15,  
age, mitt-  
Größen-  
leinen  
enommen,  
von der  
armesier  
ertel bis  
s vorigen  
hiedt fast  
infernisse  
denen in  
nur teil-  
n ganzen  
nge der  
Mond  
18 Min.  
Totalität  
in, nach-  
stredt sich  
on Nord-  
und den  
nd geht  
is unter,  
sternis  
Südspitzen  
i 2 Uhr  
rtielle  
uch diese  
Dauer  
4 Min.  
sternis  
n, Affen,  
n 7 Uhr  
bauern.  
nis am  
auf die  
50 Min.

onnitag  
mber  
mber  
mber  
mber  
mber  
mber  
mber  
mber

## Edelweiß.

Eine Erzählung vom Reimmichl.

## Das Wildfeuer.

„Dioidl!“ So klang ein kurzer, scharfer Jodel gegen die Spickalm. Die Reinhart-Tochter, ein etwa 30 jähriges Mädchen, hatte ihn ausgestoßen. Sie spähte mit ihren schwarzen Augen den Almweg hinein, ob nicht jemand, den sie erwartete, komme. Auf ihrem Gesichte lag ein herber Zug, der nebst den Sommerprossen auf ihren Wangen sie etwas entstellte; sonst hätte man sie schön nennen können. Noch einmal ließ sie ihr „Dioidl“ erklingen. Da scholl aus einiger Entfernung die Antwort:

„Dioidl! Dioidl!“

Es dauerte keine drei Vaterunser, als ein etwas jüngeres Mädchen mit einem Korb auf dem Rücken den Almsteig herunterhüpfte. Dieses zweite Mädchen hatte ein richtiges Vogelgesicht: schlaffe Wangen, graue, unruhige Augen, eine niedere Stirn und eine sehr lange, spitze Nase, die fast auf das schmale, vorspringende Kinn herabreichte. Im Volksmunde hieß das Mädchen der Kibiz.

„Grüß dich Gott, Traudl!“ rief es der Sommerprossigen zu. „Hast lang gewartet auf mich?“

„Schon eine Weil,“ entgegnete diese: „hab wollen allein hingehen, da hab ich dich just noch gesehen durch die Alm herauskommen. Was tust denn mit dem Büschel da, Liesl?“

„Den bring ich der Marialene. Weißt, sie hat eine Endsfreud mit den Blauagelen.“

„Bist halt ein dummer Kibiz, daß du der Gräfin noch den Lappen machst.“

„Warum denn? Sie ist auch gut mit mir. Letzte Woche hat sie mir ein seidenes Tüchtl geschenkt.“

„Das gewiß so schlecht ist, daß sie es selber nicht mehr anlegen kann.“

„Nein, es ist wie neu. Schlechtes Zeug hat die Marialene gar keines. Jüngst hat sie einmal die Kammertür offen gelassen, da bin ich hineingeschlüpft und hab in ihren Kasten geschaut. Himmlisches Jerusalem, da sind Sachen drinnen! Grad blind werden könnt man von dem Glanz und Schimmer.“

„Ja, Gewand wird sie schon haben, die Bettelgräfin; aber sonst hat sie nichts ins Haus gebracht.“

„Da bist falsch daran, Traudl. Ich hab ein Sparkassenbüchl gesehen, da stehen tausend Gulden drinnen. Und das schöne Häusl in Leitenbach, von ihrem Vater, gehört auch ihr.“

„Bah, die Lotterhütte! Und was sind denn tausend Gulden?“

„Tausend Gulden sind schon ein Maulvoll. Und Schmuck hat sie so viel, daß sie ihn um mehrere Tausend nicht verkaufen könnt.“

„Und einen Stolz hat sie wie ein Kirchturn.“

„Ja, ja, stolz ist sie schon, die Marialene; aber sie wird auch Grund haben.“

„So? So? Warum denn?“ brauste die Reinhart-Tochter heiß auf.

Da das Kibizmädchen sah, wie die Begleiterin ganz bleich war vor Neid, lachte es boshaft in sich hinein und schürte noch stärker an dem Feuer, indem es sagte:

„Ich hab schon oft gehört, die Marialene wär die schönste Frau im ganzen Landgericht.“

„Ja, sie hat eine Farbe wie ein unzeitiger Käse und einen roten Waudel auf dem Kopf wie eine brennende Dornstaude,“ zählte die Reinhart-Tochter.

„Das versteh ich zu wenig, aber soviel weiß ich, daß ihr Mann, der Daviter, ganz verschossen ist in sie. Jeden Sonntag führt er sie aus, daß die Leute sie anschauen und bewundern mögen.“

„Ja, und sie lachen ihn aus, den Stockesel, der mit einer Puppe seine Freud hat, die nichts kann und nichts tut.“

„Da bist wieder auf dem Holzweg, Traudl. Die Marialene arbeitet den ganzen Tag und hauft prächtig.“

„Davon hat sie schneeweiße Hände, wie eine Klosterfrau, he?“

„Das weiß ich nicht; aber lachen kann sie besser als die Wirtin. Wir haben's jetzt erst gut.“

„Sie wird schon so lange prassen, bis sie alles verwurftelt hat.“

„Da ist keine Gefahr. Der Daviter hat mehr Geld und Sachen als halb Dswalden. Sie heißen ihn ja — wie sagt man denn? — einen Großbesitzer.“

„Bah, andere Leute haben auch etwas. Und mit dem Haus würden wir dem Daviter nicht einmal tauschen.“

„Freilich, dein Vater gehört auch zu den ganz Schweren; es ist nur gut, daß der Daviter nicht dich geheiratet hat, sonst hätte das Geld nirgends Platz — hai-hai-haiii,“ lachte die Spiknase.

„Dumme Urschel!“ flammte die andere auf.

„Ich hätt ihn zehnmal haben können, wenn ich ihn gemögt hätt; aber mir ist er zu leberrig und zu ernsthaft und zu kniderisch gewesen.“

„Da tust ihm unrecht, Traudl. Kniderisch ist der Daviter nicht. Der Marialene kauft er alles, was sie will. Jüngst hat er ihr von der Stadt herein ein silbergraues Kleid gebracht, das sicher ein paar hundert Gulden kostet. Sie haltet's noch heimlich, weil sie am Kirchtag die Leut überraschen will, aber meinen Augen kommt nichts aus, wenn ich einmal dahinter bin. — Und das kann ich dir heute schon sagen, so etwas Kostbares und Feines hat man in Dswalden noch nicht gesehen. Dein Grünes ist auch schön, und ich hab immer gemeint, es gäbe kein schöneres;

aber

graue

„T

und r

Essen,

zorn

grimm

ihre

hunde

hai—

Un

tochter

süßfre

„D

ich gr

Reben

Neuef

kein V

„W

drängt

Dehrch

„J

bel ve

„W

red's

weiß,

„W

Kleid

dann

„T

soll id

„D

Bring

bin id

ganze

denbar

Wenn

dich n

Vehtag

Mi

in den

hartho

rechts

gelegen

Wie es

jugend

zur T

„G

der M

„M

haben

rechen

Wenn

morgen

wird

bringen

funden

„M

so schö

Komm

müde.“

Sie

stellte o

Weißb

Kamm

aber gegen der Marialene ihr neues Silbergraues ist's das reinste Bettelgewandl."

"Du bist eine Orgel, eine Maultrommel und redst immer nur vom Gewand und vom Essen, aber Gescheites weißt nichts," gurgelte zornig die Sommerprossige, dann stürmte sie grimmig den Wald hinab, ohne weiter auf ihre Begleiterin zu achten. Diese trippelte hundert Schritte hinterdrein und lachte: "hai—hai—hai—hai—i—i—i—i."

Unten vor dem Dorf wartete die Bauerntochter wieder auf die Davitermagd und sagte süßfreundlich:

"Du, Piesl, darfst etwa nicht meinen, daß ich grantig bin, mir ist bloß um das viele Reden nichts drum; aber hast schon das Neueste vom Stauding gehört? Du, das hattest kein Mensch für möglich gehalten."

"Was denn, Traudl? Red — red grad!" drängte die Langnasige und spitzte ihre dünnen Dohrchen.

"Ich sag nichts, mag mir nicht den Schnabel verbrennen," weigerte sich die andere.

"Wohl, sag mir's, Traudl, bitt dich; ich red's gewiß nicht weiter. Wenn ich etwas weiß, sag ich dir's auch immer."

"Mußt mir ein Flecklein vom silbergrauen Kleid der — der — der Bettelgräfin bringen, dann erzähl ich dir's, früher nicht."

"Traudl, das ist eine unmögliche Sach. Wo soll ich das Fleckl hernehmen?"

"Du schnüffelst ja sonst auch alles aus. Bring mir grad ein kreuzergroßes Fleckl, dann bin ich zufrieden; ich erzähl dir nachher die ganze Geschichte vom Stauding und ein Seidenband für deine Schürze kriegst extra noch. Wenn du mir die Sach nicht tußt, schau ich dich nimmer an, und wir haben für unser Lebtag ausgeredet."

Mit diesen Worten bog die Dunkelfarbige in den Feldweg, der links hinüber zum Meinharthofe führte, während das Ribikmädchen rechts hinab zu dem außerhalb des Dorfes gelegenen, breitgiebeligen Daviterhofe stapfte. Wie es durch den Vorgarten schritt, kam eine jugendfrische, stattliche Frau in lichtem Kleide zur Tür heraus und rief schon von weitem:

"Piesl, bist da? Wie steht's droben auf der Alm?"

"Alles gut," erwiderte das Mädchen, "sie haben gestern schönes Heu gemacht, und heute rechen sie den ganzen Sonnühel herunter. Wenn sie fertig werden, kommt der Bauer morgen heim. Er läßt dich schön grüßen und wird dir einen großen Buschen Edelweiß bringen. Ich hab leider nur Blaunagelen gefunden."

"Aber die haben eine wunderschöne Farbe; so schöne hab ich nicht leicht einmal gesehen. Komm herein und isz etwas, bist gewiß recht müde."

Sie brachte dem Mädchen einen Kaffee, stellte auch den Butterwecken nebst einem Laib Weißbrot auf den Tisch, dann ging sie in ihre Kammer, die Almblumen einzufrischen.

Das war die Marialene, die viel bewunderte und viel beneidete Daviterbäuerin. Daheim war sie nicht in Dswalden, sondern im benachbarten Leitenbach, wo ihr Vater, der vulgo Büschelmartin, ein Blumenmachergeschäftchen hatte. Er verfertigte zuerst mit seiner Gattin Amalia Hochzeitssträußchen, und da er bald einen Ruf erlangte, bekam er auch viele Aufträge für Kirchenblumen. Den zwei Leuten stieg ihre Kunst in den Kopf; der Amalia noch mehr als dem Bett, sie dünkten sich besser als die anderen Leitenbacher und schon gar als die Bauern, gaben es auch ziemlich groß. Trotzdem erübrigten sie von ihrem Geschäft, das sehr einträglich war, so viel, daß sie sich ein eigenes Häuschen bauen konnten. Nach fünfjähriger Ehe bekamen sie ein Mädchen, und es blieb dies ihr einziges Kind. Sie nannten es Marialene und hielten streng darauf, daß der Name nicht verstümmelt und verkürzt, sondern von allen Leuten immer in seiner ganzen Länge ausgesprochen werde. Weil dieser Name so lang war und das Mädchen schon von Jugend an etwas Auffallendes hatte, ließ man schon in der Schule den Familien- und Hausnamen weg und nannte es immer nur die Marialene. Dadurch bekam das Blumenmacherstöchterlein etwas Prinzessinnenmäßiges. Später, als die Marialene den Zwanzigern sich näherte, erhielt sie einen anderen Namen. Man nannte sie wegen ihrer schneeweißen, blühenden Gesichtsfarbe und ihrer goldblonden Haare „das Edelweiß“. Dieser Name gefiel den Eltern noch besser und der Marialene selber schmeichelte er umso mehr, als sie für die Edelweißblumen von jeher eine große Liebe gehabt hatte. Sie kletterte ja oft an den gefährlichsten Bergflammen herum, um das schönste und reinste Edelweiß zu finden. Aus den gepreßten Edelweißsternen wußte sie mittelst Blattfarnmet und Goldzwirn so wunderbare Sträußchen herzustellen, daß man ihre Kunstfertigkeit überall anstaunte. Leute, die etwas verstanden, sagten auch, daß sie ihren Eltern an Geschicklichkeit und Geschmac weit überlegen sei. Noch ehe die Marialene zwanzig Jahre alt war, schwärmten die Brautwerber schon um das Büschelhäusl wie die Bienen um den Stock. Das Mädchen aber wollte vom Heiraten nichts wissen und sagte, es bleibe sein Lebtag bei den Eltern. Mit zweiundzwanzig Jahren verlor die Marialene den Vater, und nun mußte sie erst recht bei der Mutter bleiben, damit diese das Geschäft weiterführen konnte. Doch zwei Jahre später starb auch die Mutter. Viele Wochen lang war das Mädchen jetzt traurig wie ein todkrankes Vöglein, dann raffte es sich plötzlich auf und nahm das Blumenmachergeschäft wieder kräftig in die Hand, verdiente auch so viel Geld, daß es ziemlich einige Ersparnisse auf die Seite legen konnte. Nun kamen aber die Werber prozessionsweise, einer gab dem anderen die Tür in die Hand, und alle kriegten einen Korb. Unter den Abgewiesenen befand sich auch der Stauding von Dswalden. Als er mit seinem

Korb vom Büschelhäuschen fortging, lachte er und pfiß den Radekymarsch vor sich hin. Der Stauding war einer, der es verstand, sich nichts anmerken zu lassen, wenn ihn etwas wurmte, der aber auch nichts vergaß. Die Marialene aber trug den Kopf höher denn je und äußerte sich vor ihren Freundinnen, sie brauche keinen Mann, und wenn sie einmal einen nehme, so müsse es der reichste und schönste und beste im Land sein. Und eines Tages schien wirklich dieser Beste gekommen zu sein; denn es ging die Kunde durchs Tal, der Daviter von Oswalden habe um die Marialene geworben und ihr Jawort erhalten. Reich war der Daviter, er besaß das schönste Anwesen im ganzen Landgericht und schweres Geld dazu; er stand auch weitum in großem Ansehen und war ein schöner, stattlicher Mann in den anfangs Dreißiger Jahren. Trohdem wollte man nicht an den Verspruch mit der Marialene glauben, weil es fast schon für sicher galt, daß der Daviter die Traubl, des reichen Meinhart älteste Tochter, heiraten werde; die Traubl war ihm auch viel nachgelaufen und hatte sich den Daviter stark eingebildet. Aber bald zeigte es sich, daß der Daviter es doch mit dem Büschelmädchen richtig gemacht hatte. Die Marialene mußte ein Jahr lang bei einem Großbauer in Jettenberg draußen die Wirtschaft lernen und praktizieren — und dann gab es in Oswalden eine Hochzeit, wie man eine großartigere seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Der Daviter war glücklich, die Marialene fast noch glücklicher. Von Tag zu Tag erkannten es die beiden mehr, daß sie es gut miteinander getroffen hatten. Die junge Bäuerin wurde auch im Daviterhose von Hausleuten und Dienstboten nie anders angesprochen als mit dem Namen Marialene.

Seit der Hochzeit waren sechs Monate verflossen, und die Marialene hatte sich als Großbäuerin schon ganz eingewöhnt. Ein Tag in dem prächtigen, großen Hofe neben ihrem guten Manne dünkte sie schöner als der andere. An dem Nachmittag aber, als die Piesl von der Alm gekommen war, fühlte sie einen merkwürdigen Druck auf dem Herzen. Sie wußte nicht warum, und doch empfand sie eine beklemmende Angst, als ob ihr etwas recht Schweres bevorstehe. Vielleicht war es die drückende Hitze, die Schwüle, die über dem Tale lag und von Stunde zu Stunde unerträglich wurde. Von den Bergen herab senkte sich ein trüber Dunstschleier, und um die Bergspitzen herum trochen langsam, langsam braune Wolfenschneden. Der Better Thaddes, ein Watersbruder des Daviter, schaute immerfort nach dem Wetter aus und sagte: „Heute kommt's, und kommen tut's did.“ Die Piesl und zwei alte Mägde, die wie der Better Thaddes von der Alm zu Hause geblieben waren, trugen noch emsig Futtergras in die Scheune. Gegen fünf Uhr abends hochte ein bleikumpenschweres, nachtfinsteres Gewölk in die Spidalm herein. Manchmal war es, als ob jemand ein Auge auf- und zugetan hätte,

dann brummte es tief und dumpf, weit, weit in der Ferne. Mit einem Male schien eine unsichtbare Hand in dem Wolkenstod auf der Alm zu rühren, die Wolkenmassen begannen zu reiten, der Blitz fuhr mit seiner feurigen Geißel darein, und mit fürchterlichem Gepolter rollte der Donnerwagen hinterher. Immer tiefer sanken die schwarzen, schweren Wetterwolken ins Tal herab, es wurde fast nachtdunkel, und auf einmal ging es los, als käme der jüngste Tag. Ganze Wasserwellen stürzten vom Himmel, es fauste, rauschte, prasselte; das Wildfeuer setzte keinen Augenblick aus, ein Blitz erwischte den anderen, ohrenbetäubend brüllte, schmetterte, dröhnte der Donner, dazwischen hörte man ab und zu die wimmernden, betenden Klänge der Kirchenglocken.

Im Daviterhose knieten die Marialene, der Better Thaddes und die zwei alten Mägde um den Stubentisch und beteten halblaut. Die Piesel hatte sich hinter den Ofen verkrochen und winselte wie ein Hündchen; so oft ein recht greller Blitz aufflammte, sprang sie hervor, hing sich an die junge Bäuerin und schrie: „Helf uns Gott! Marialene!“ — — —

Das Wetter raste zum Tale hinaus; draußen stieß es auf ein anderes, und nun kam es wieder auf der einen Talseite herein. Zweimal ging es im Kreise herum, ohne seine Wut zu erschöpfen. Endlich um halb acht Uhr abends ließ das Toben nach und es rauschte jetzt ein schwerer Regen hernieder, ab und zu noch von Blitzen durchleuchtet. Um acht Uhr war es schon ganz finster. Die Marialene stand am Küchenherd und bereitete das Abendessen, während die Mägde daneben kleine Arbeiten verrichteten. Plötzlich hämmerte es von außen drei-, viermal stark an das Küchenfenster.

„Jesus, Maria!“ gelte die Piesel. Der Better Thaddes öffnete das Fenster; doch bevor er fragen konnte, was es gebe, rief draußen eine laute, unheimlich hohle Stimme: „Auf der Spidalm ist ein Unglück geschehen. Der Blitz hat den Daviter erschlagen und drei Kalben.“

Einen halben Vaterunser lang war alles still vor Entsetzen, dann tat die Marialene einen Winsler und fiel wie ein Stock neben dem Herde zu Boden. Während die Mägde sich jammern und weinend mit der jungen Bäuerin beschäftigten, kollerte der Better Thaddes zur Tür hinaus, um nach dem Ueberbringer der Schreckensstunde zu sehen. Der Mann war aber schon fort. Die Stimme hatte einen ganz fremden, unbefannten Klang gehabt. Als der Alte wieder hereinkam, schlug die Marialene, die von den Mägden auf eine Bank gehoben worden war, die Augen auf. Sie schaute wild herum und sagte kläglich:

„Die Mäuse haben den Sack zerbissen, jetzt rinnt das Mehl alles heraus.“

„Um Gotteswillen, sie hat den Verstand verloren“, jammerte eine Magd.

„Es ist schade um das gute Mehl“, klagte die Frau, „Gottfried, lehr es zusammen.“

„Mägde“  
 „S“  
 „ter m“  
 „nicht“  
 „muß“  
 „M“  
 „den an“  
 „— ool“  
 „und“  
 „J“  
 „fried h“  
 „„U“  
 „„Bei“  
 „Nacht“  
 „Die“  
 „wiltet“  
 „Kraft“  
 „und eh“  
 „Tür h“  
 „„W“  
 „hätt!“  
 „Man d“  
 „„Ja“  
 „das W“  
 „die off“  
 „„Ro“  
 „und b“  
 „nachge“  
 „Sch“  
 „hinaus“  
 „Unt“  
 „Birkan“  
 „Flügel“  
 „Kleid“  
 „dach“  
 „Ströme“  
 „merken“  
 „merte“:  
 „uns a“  
 „gottes“  
 „Bei“  
 „Mann“  
 „„Se“  
 „schrie“  
 „ihn der“  
 „„M“  
 „„Was“  
 „willen?“  
 „„De“  
 „ooooh“  
 „Jetzt t“  
 „zeigt m“  
 „„M“  
 „„es ist“  
 „dabei g“  
 „geschlag“  
 „sich sch“  
 „hin; d“  
 „„W“  
 „ich mu“  
 „tot.“  
 „„M“  
 „fried, d“  
 „„M“  
 „schlager

„Marialene! Marialene!“ schrien die Mägde.

„Sei gescheit, Marialene,“ sagte der Wetter mit zitternder Stimme, „es ist vielleicht nicht so arg, wie der Mensch gesagt hat. Man muß erst besser nachfragen.“

Nun griff die junge Frau mit beiden Händen an den Kopf und stöhnte furchtbar: „Doh — ooh — ooooh!“ — Plötzlich sprang sie auf und sagte:

„Ich geh auf die Alm; ich geh zum Gottfried hinauf — ich muß ihn sehen.“

„Ums Himmelswillen nicht!“ bat der Alte. „Bei dem Wetter und in der stockfinsternen Nacht kommst unmöglich hinauf.“

Die Mägde hingen sich an die Frau und wollten sie nicht fortlaffen. Mit ungeahnter Kraft aber schüttelte Marialene die Mägde ab, und ehe diese sich's versahen, war sie schon zur Tür hinaus.

„Wenn ich grad nicht meinen steifen Fuß hätt!“ klagte der Thaddes; „Viesi, renn nach. Man darf sie nicht allein gehen lassen!“

„Ich fürcht mich, ich fürcht mich!“ kfennte das Mädchen und steckte seinen Vogelkopf in die offene Tischlade.

„Kathi, Zenz, lauft hinüber zum Arzberger und bittet den Jörg, er soll der Marialene nachgehen,“ drängte der Alte.

Schlotternd tappten die Mägde zur Tür hinaus.

Unterdessen war Marialene schon über den Birkanger gerannt und eilte nun wie auf Flügeln dem Mühlthale zu. Sie trug ihr liches Kleid, hatte keinen Hut, kein Tuch, kein Regendach — und es regnete immer noch in Strömen. Davon schien sie aber nichts zu merken, sie hastete nur vorwärts und wimmerte: „Heilige Maria, Muttergottes, bitt für uns arme Sünder, heilige Maria, Muttergottes . . .“

Bei der ersten Mühle stieß sie mit einem Mann zusammen, der von oben herunterkam. „Heilige Maria, sag, ist er ganz tot?“ schrie sie, „ja, ja, er ist tot. Wo haben sie ihn denn? Ich muß zu ihm!“

„Marialene, bist du's?“ rief der Mann. „Was hat's denn gegeben, um Gottschristiwillen? Wo gehst denn hin?“

„Den Daviter hat der Blitz erschlagen, ooooh,“ jammerte sie; „ich muß auf die Alm. Jetzt kenn ich mich nimmer aus. Bitt schön, zeig mir den Weg.“

„Marialene, Marialene,“ schrie der Mann; „es ist ja alles nicht wahr! Ich bin gar nicht dabei gewesen. Den Bantnedt hat's niedergeschlagen und drei Kalben. Der Knecht hat sich schon wieder erholt, aber die Kalben sind hin; deswegen komm ich jetzt herunter.“

„Wer bist denn du? Zeig mir den Weg, ich muß zum Gottfried, ist er lebendig oder tot.“

„Marialene, ich bin's ja selber, der Gottfried, dein Mann.“

„Mein Gott, mein Gott, vom Blitz erschlagen; es ist schrecklich!“ stöhnte die Frau.

„Nein, nein, ich bin gesund und frisch!“ schrie er ihr in die Ohren. „Kennst du mich denn nicht? Deinen Mann, den Gottfried?“

„Heilige Maria, seine Stimme ist's,“ heulte die Frau. „Gottfried, Gottfried, ist's möglich? Du bist von den Toten auferstanden?“

Sie weinte wie ein Kind. Da er merkte, daß sie nur in ihrem Hauskleid und ganz naß war, streifte er rasch seinen Mantel ab und legte ihn ihr um. Sie schlotterte am ganzen Körper.

„Mein Gott,“ sagte er erschrocken, „du arme Haut, du bist ja wie ein gebadetes Hühn, und zu kalt hast auch. Komm, wir gehen heim.“

„Ja, ja, wir gehen heim,“ schluchzte sie; „gelt, und der Gottfried kommt nach?“

„Ich bin ja bei dir, Marialene, du mußt mich ja kennen!“

„Ja, ja, du bist's. Vergelt's Gott, vergelt's Gott! Jetzt ist alles gut. Aber du darfst nicht mehr fort, du mußt immer bei mir bleiben.“

Er nahm sie kräftig unter den Arm und führte sie den Steig hinunter; sie wimmerte oftmals: „Heilige Maria, Muttergottes, bitt für uns arme Sünder.“

Am Birkanger begegnete ihnen der Nachbarjörg, der der Marialene hatte nachgehen wollen. Er staunte, wie die beiden mühsamen daherkamen, und ging mit ihnen ins Daviterhaus. Dort gab es nun einen freudigen Aufbruch. Man bestürmte sich gegenseitig mit Fragen und erzählte, aber keines wußte zu sagen, wer der Mensch gewesen sei, der die falsche Unglücksbotschaft gebracht hatte. Die junge Frau weinte immer noch still vor sich hin.

„Marialene, was hast denn?“ fragte zärtlich der Mann, „warum tuft denn noch weinen?“

„Grad vor Freud, vor Freud, vor Freud,“ erwiderte sie. Aber bald merkte man, daß sie vom Fieber geschüttelt wurde. Darum drängte der Daviter, daß sie gleich zu Bette gehe, und er wollte noch in der Nacht einen Doktor holen lassen. Dem widersetzte sich aber die Marialene heftig und erklärte, bis morgen sei alles wieder gut.

Nachdem sie in der Nacht stark geschwitzt hatte, war sie am Morgen etwas schwach, aber sonst fehlte ihr richtig nichts mehr. Bloß ein leises Zittern ging ab und zu durch ihren Körper. Auch das verlor sich nach drei Tagen. Die Frau wurde wieder munter und frisch, und der Vorfall schien keine Folgen hinterlassen zu haben. Doch war die Frau viel weicher geworden. Einmal sagte sie zum Gatten:

„Gottfried, jetzt weiß ich erst, wieviel ich unserem Herrn Dank schuldig bin. Wenn ich dich verloren hätt', tät mich das Wehe und Elend gewiß ins Grab hinunterdrücken.“

„Und wenn du nicht mehr da wärst, Marialene, dann hätt ich keinen hellen Tag mehr, es wäre immer Nacht,“ erwiderte er.

Ein Glück klopf an und macht dem Unglück die Tür auf.

Drei Monate gingen dahin, im Daviterhose sah man einem freudigen Ereignisse entgegen. Die Marialene war manchmal etwas zaghaft, meistens aber guter Dinge. Eines Abends sprach sie zu ihrem Manne:

„Du, Gottfried, ich bet immer, daß unser Herr uns ein recht schönes Kind schenkt.“

„So darfst nicht beten,“ erwiderte er lächelnd; „die Hauptsach ist nicht die Schönheit, sondern daß das Kind brav wird.“

„Darum kann man ja später noch beten. Jetzt wünsch ich mir grad, das Kind soll bildschön sein,“ erklärte sie.

Es kam der Kirchweihsonntag, der wie alljährlich in Oswalden mit großer Pracht gefeiert wurde. Traudl, die Meinhartstochter, trug ein silbergaues Kleid vom nämlichen kostbaren Stoffe, den der Daviter seiner Frau gekauft hatte; Liesl, der Kibitz, war um und um mit farbigen Bändern behangen. Wenn die Meinhart-Traudl aber hoffte, der Daviterin einen Merger zu bereiten, so verrechnete sie sich; denn die Marialene war an diesem Tage gar nicht in der Kirche. Um Mittag verbreitete sich die Kunde, daß beim Daviter ein Prinz eingestanden sei. Doch merkwürdigerweise schien dieses Ereignis keine sonderliche Freude zu wecken. Der Daviter sah verstört darein, die Hebamme machte ein ernstes Gesicht und gab auf alle Fragen nur abweisende Antworten. Am nächsten Tage kam ein Doktor aus der Stadt, der lange mit dem Bauer redete und dann achselzuckend fortging. Es hieß, die Frau wäre sehr schwach; auch das Kind sei krank und werde kaum lange leben. Drei Tage wartete man mit der Taufe, dann wurde das Knäblein vom Pfarrer zu Hause getauft, wobei der Huber vom Stein den Taufpaten machte. Weder der Pfarrer noch der Taufpate ließen, so viel sie auch gefragt wurden, etwas verlauten, wie es mit der Marialene und ihrem Kind stehe. Von den Hausleuten bekam außer dem Better Thaddes und der alten Hausmagd Jenz niemand das Kind zu sehen, und vom Thaddes und der Jenz war auch nichts herauszubringen. So viel leuchtete nachgerade allen Menschen ein, daß etwas verheimlicht wurde, und nun spürte man der Sache erst recht nach. Liesl, der Kibitz, verzipperte fast vor Neugier. Ihre lange spitze Nase wurde um so länger und spitzer, je vergeblicher die Mühe war, hinter das Geheimnis zu kommen. Eines Abends in der Seelenwoche aber stand die Nase der Liesl ganz gerade hinaus und ihre Vogeläuglein leuchteten, denn sie hatte etwas erpäht. Da sie sich aber nicht getraute, die Neuigkeit im Daviterhause auszupacken, eilte sie, sobald es dunkel geworden war, zu ihrer Freundin, der Meinhart-Traudl, hinauf, um sich den schweren Stein vom Herzen zu wälzen; mit einem solchen Geheimnis in der Brust hätte sie ja doch nicht schlafen können. Sie packte die

Traudl ab, und dann gingen sie mitammen hinter die Scheune.

„Du, ich weiß etwas,“ sagte das Kibitzmädchen, „etwas, etwas, was man in Oswalden noch nie gesehen und gehört hat — ganz etwas Arges.“

„Von der Marialene?“ fragte die Meinhart-Tochter begierig.

„Rein, vom Kind.“



Kirchweihbraten Ludwig Richter

„Was denn? Was denn? Red, Liesl, red.“

„Rein, ich getrau mir's nicht zu sagen. Es ist zu arg, ich darf's nicht sagen.“

„Dann sag ich dir auch nichts. Ich weiß etwas von der Naken-Moidl.“

„Ich glaub dir nichts mehr; was du mir vom Stauding erzählt hast, ist auch alles erlogen gewesen. Aber sag, Traudl, was weißt denn von der Naken-Moidl?“

„Zuerst mußt du Farbe ausspielen, Liesl, sonst behalt ich meinen Trumpf und geh wieder in die Stube hinein. . . Gute Nacht.“

„Rein, wart ein bißl, Traudl. Ich tät dir's gern erzählen, grad weil du's bist, aber du

sagt's weiter, und dann gib't einen furchtbaren Lärm."

"Wo werd ich etwas weiter sagen? Keinem Sterbensmenschen sag ich ein Wörtl!"

"Schwör mir, daß du gewiß nichts sagst."

"Ja, so gewiß als ich da steh, sag ich nichts."

"Denk dir, Traudl, ... aber du mußt's gewiß bei dir behalten, kein Sterbenswörtl darfst weiterfagen, ich sag auch nichts, wenn ich etwas nicht von rechts wegen sagen darf ... Denk dir, das Kind hat zwei Köpfe, einen weißen und einen kohlschwarzen, und bloß einen Arm."

"Liesl, wenn du jemand für Narren halten willst, suchst dir einen anderen Menschen, nicht mich."

"Aber es ist ganz gewiß wahr. Ich hab durchs Schlüsselloch geschaut und hab's mit eigenen Augen gesehen. Solche Augen wie ich hat kein Geier. Und was ich gesehen hab, laß ich mir nicht abstreiten. Das Kind hat zwei Köpfe."

"Bist denn verrückt?"

"Nein, ich erzähl bloß, was mir in die Augen gefallen ist. Auf dem schwarzen Kopf hat das Kind einen Auswuchs wie ein Horn, und es schaut aus wie der Leibhaftige. Es ist furchtbar, Traudl, ich schwör dir's, Traudl, — so gewiß wie ich da steh."

"Hahaha — dann wär's ja eine richtige Mißgeburt. Daß es so etwas ist, hab ich mir alleweil schon gedacht."

"Freilich eine Mißgeburt, ein Tattermandl!" bekräftigte die Liesl und erzählte noch eine Menge schauderhafter Einzelheiten, die sie gesehen haben wollte.

"Haha, das ist eine feine Geschichte," lachte die Meinhart-Tochter; „recht geschieht der Bettelgräfin, ich gönne ihr's."

"Nein, nein, die Marialene tut mir erbarmen."

"Weil du ein dummer Ribiz bist. Hast nie das Sprichwort gehört: Hochmut kommt vor dem Fall, Schande folgt ihr überall?"

"Stolz ist die Marialene wohl, aber sie ist auch aut ... Jetzt sag mir, was weist denn von der Naßen Moidl?"

"Daß sie den Haderer Flori heiratet."

"Das ist keine Neuigkeit, das weiß jedes Kind; sie find ja schon beim Pfarrer gewesen."

"Ich kann nicht helfen, wenn du's schon weist. Aber jetzt muß ich hinein; der Vater sieh's nicht gern, wenn ich abends lange heraußen bin — gute Nacht, Liesl."

"Gute Nacht. Aber daß du gewiß nichts weiterredest!"

"Kannst dich verlassen."

Das Ribizmädchen ging etwas unzufrieden nach Hause. Ein paar Tage später war schon das ganze Tal voll von den unsinnigsten Gerüchten über das Daviterkind. Man erzählte sich die haarsträubendsten Dinge über die Mißgeburt, die auf dem Großbauernhose zur Welt gekommen wäre. Jetzt blieb den Daviterchefeuten nichts mehr übrig, als die Wahrheit bekannt werden zu lassen. Das neugeborene

Knäblein, das, wie alle Stammhalter auf dem Daviterhose seit vielen Generationen, den Namen Gottfried führte, war ein ferngefundes, gut entwickeltes und sehr wohlgestaltetes Kind; nur hatte es ein furchtbares Muttermal, und zwar just im Gesicht. Das ganze Gesichtlein von der linken Seite bis zur rechten und von oben bis unten war bläulich-schwarzrot, als ob es verbrannt wäre. Von der Ferne gesehen, schaute das Kind fast aus wie ein Negerbublein, so dunkel war das Gesicht; es hatte aber sehr hübsche, regelmäßige Züge und himmelblaue Augen, die recht munter in die Welt guckten.

Gottfried, der Daviter, schien die Sache ganz leicht zu nehmen, obwohl ihm der Doktor versichert hatte, daß das furchtbare Mal durch kein Mittel wegzubringen sei und dem Kind sein Leben lang bleiben werde. Auf das Gesicht komme es bei einem Menschen gar nicht an, sagte er; man müsse unserem Herrn danken, daß das Bublein so kräftig und gesund wär. Wenn es nur einen hellen Kopf habe und ein braver Mensch werde, dann sei alles gut. Innerlich ging dem Mann aber die Sache doch sehr nahe. — Die Marialene war frohgemut und hing zärtlich an dem Kinde. Wohl hatte sie sich anfangs über das fürchterliche Muttermal entsetzt; aber als der Doktor ihr vormachte, das Mal wachse sich ganz bestimmt aus und in ein paar Monaten werde das Gesichtchen des Kindes weiß sein wie Schnee, glaubte sie fest daran und wurde ganz ruhig. — In der Gemeinde bedauerte man den Gottfried und die Marialene fast durchaus; nur wenige vergönnten ihnen das Mißgeschick; doch geredet wurde noch lange und viel.

Dem Daviter blieb es natürlich nicht verborgen, daß Liesl, die Küchenbirn, das Geheimnis ausspioniert, die Sache herumgeplaudert und die wilden Gerüchte verursacht hatte. Er nahm das Mädchen scharf ins Gebet. Anfangs leugnete das spitznäsige Ding alles frech weg, als der Bauer ihm aber mit dem Davonjagen drohte, winselte und heulte es wie ein Hündchen, das Schläge bekommt, dann fiel es auf die Knie nieder und versprach hoch und teuer, es werde nie mehr seine Augen in ein Schlüsselloch hineinstecken, und lieber beiß es sich die Zunge kleinweise ab, als daß es mit einem Menschen außer dem Hause noch einmal ein Wörtl rede. Des Bauers Zorn verflug allmählich, und das Mädchen kam mit einem strengen Verweis davon.

Wieder gingen etliche Monate ins Land. Die Marialene fahte eine immer größere Liebe zu ihrem Kind, wurde aber auch von Tag zu Tag trauriger. Jetzt erkannte sie, daß der Doktor ihr das Maul gemacht hatte. Statt daß das Muttermal im Gesicht des Kindes sich verflüchtigte, trat es nur um so schärfer hervor. Oft weinte die Frau halbe Stunden lang mit dem Kind auf dem Schoße. Der Mann bot alles auf, um sie zu trösten.

"Schau, Marialene, so darfst nicht tr:n," sagte er einmal; „auf das Gesicht kommt's bei

ammen  
Ribiz-  
in Os-  
hat —  
Mein-  
Richter  
ig Richter  
l, red."  
en. Es  
h weiß  
du mir  
les, er-  
s weist  
Liesl,  
h wie-  
cht."  
at dir's  
ber du

einem Menschen nicht an, sondern auf den Verstand und auf das Herz — auf die Seele.“

„Bohl, wohl, auf die Schönheit, aufs Gesicht kommt's an,“ entgegnete sie; „die Leute schauen zuerst aufs Gesicht, und wenn das nicht schön ist, wird so ein Kind verachtet, beschimpft, verspottet. Mein Gott, es bleibt ein Häscherle sein Leben lang.“

„Wächstest du, daß das Kind sterben tät?“ fragte er.

„Nein — nein — nein!“ schrie sie; „es ist mir lieber als mein Leben; aber grad soviel erbarmen tut's mir, das arme Häuterle.“

Sie küßte es leidenschaftlich. Nach einer Weile schaute sie den Mann ängstlich an und sagte:

„Gottfried, red einmal aufrichtig. Welt, du — recht gern haben kannst das Kind nicht? Es schaudert dich davor, gelt?“

„Was fällt dir ein, Marialene!“ rief er fast heftig, „ich hab's grad so lieb, als wenn es ein Gesicht hätte wie ein Engel. Um meinen halben Hof gab ich's nicht her.“

Mit diesen Worten nahm er das Knäblein aus ihren Armen, hob es zu sich empor und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf beide Wangen. Da meinte die Marialene noch mehr.

In der nächsten Zeit vertraute die Frau das Kind oft der alten Hausmagd Jenz zur Pflege; sie selbst aber wanderte viel herum. Bald ging sie zu einem Doktor in der Stadt, bald zu einem Bauernarzt, bald zu einer weisen Frau, um ein Mittel zu finden, mit dem sie der Verunstaltung ihres Kindes abhelfen könne. Sie wandte auch allerhand Quacksalbereien an, natürlich ohne jeden Erfolg. Ihr Mann schüttelte oft den Kopf, ließ sie aber gewähren. Je augenscheinlicher alle angewandten Mittel versagten, desto tiefer ließ Marialene den Kopf hängen. Eines Tages klagte sie ihrer Nachbarnfrau, der Arzbergerin:

„Ich versteh's gar nicht, warum mir unser Herr gerade das Kreuz schicken mußte und wie ich so etwas verdient hab. Ich weiß mich keiner Schlichtigkeit schuldig, hab auch das Meinige gebetet. — Und warum muß denn das unschuldige Kind so etwas tragen? Mein Gott, was wird es sein Leben lang auszustehen haben! Wenn ich oft so nachdenk, wär's mir fast lieber, es tät sterben. Es erbarmt mir gar so viel.“

„Marialene, tu dich nicht versünden!“ predigte die Nachbarnfrau; „unser Herr weiß schon, was für jeden Menschen gut ist, und der könnt noch viel etwas Schlimmeres zulassen. Gar so ein großes Uebel ist das mit dem Kinde ja nicht.“

Die Marialene schluchzte und ging heim. Mitte Juni reiste der Daviter mit einer Deputation nach Innsbruck, um den Straßenbau ins Veithental kräftiger zu betreiben. Die Marialene bat ihn, daß er in Innsbruck einen Professor wegen des Kindes frage, was er bestimmt versprach.

Zwei Tage nach seiner Abreise kamen Zigeuner ins Dorf Oswalden. Das zudring-

liche braune Volk erzwang sich überall den Eintritt in die Häuser, bettete, stuchte, drohte, stahl und wurde zur richtigen Dorfplage. Das Daviterhaus blieb ziemlich unbehelligt, weil die feige Sippschaft vor den handfesten, starken Knechten Respekt hatte. Nur ein altes hühliches Zigeunerweib, das am linken Fuß stark hinkte, kam öfters in der unterwürfigsten Art zu betteln und erhielt immer etwas. Am Abend bevor die Bande abzog, steckte die Zigeunerin wieder ihren Kopf durch die Stubentüre; als sie bemerkte, daß die junge Bäuerin drinnen war, kam sie vollends herein und sagte mit funkelnden Augen:

„Die schöne, gute, goldene Frau hat ein Kind, dem der schwarze Mond vor dem Gesichte steht. Warum hüft die Frau dem Kinde nicht?“

Marialene kam in große Aufregung. Wenn die Zigeunerin ein Mittel wüßte! Diese Leute verstehen ja allerhand und sollen mit ihren Zauberkünften ungläubliche Dinge vollbringen. Mein Gott, es wird keine Sünde sein, jedenfalls ist's keine große, wenn sie dem Kind von der Zigeunerin helfen läßt. — Ein paar Augenblicke überlegte sie und sprach dann:

„Es hat noch kein Mittel geholfen.“

Die Zigeunerin sagte lauernd:

„Wenn mir die schöne, weiße Frau das silberne Kettlein schenkt, das sie um den Hals hat, treib ich den schwarzen Mond von Kindchens Gesicht, daß es hell wird wie die Sonne.“

„Das Kettchen darf ich nicht herschenken,“ erwiderte Marialene, „aber wenn du das schwarze Mal webringst, schenk ich dir etwas anderes, oder ich gib dir ein Geld.“

„Die schöne Frau ist gut und gnädig,“ schmeichelte die Zigeunerin; „aber ich muß das Kind sehen, daß ich sagen kann, was zu machen ist, und wie der Mond gegen die Sonne steht.“

Marialene zögerte noch, aber dann gab sie der alten Heze einen Wink, ihr zu folgen. Sie gingen mitsammen in die Familienkammer, wo das Knäblein ruhig in der Wiege schlief.

Ein paar Minuten später schlich Liesl, der Ribitz, auf den Zehenspitzen zur Kammertür. Es hatte von der Küche aus gesehen, wie die Hausfrau mit der Zigeunerin in die Kammer trat, und war sich sofort klar, daß die Alte an dem Kind ihre Zauberkünfte versuchen werde. Himmel, wenn man da zuschauen könnte! Leider stand die Kindswiege auf der anderen Seite, wo man durch das Schlüsselloch nicht hinsah. So sehr das neugierige Mädchen seine Wunderäuglein anstrengte, es konnte doch nichts erspähen. Es spitzte die Ohren wie ein Königshase, vermochte aber auch nichts zu erhörchen, denn die beiden drinnen sprachen entweder leise oder halblaut. Nur einmal hörte es folgende Rede und Gegenrede:

früh

oc. ja

Sol

D

sein

Über

eine

sagte

die S

U

Schi

gerad

zuhil

trat

hump

die G

hatte

aber

werde

mitei

soll

Himm

wikh

mens

Sterb

könnt

rannt

erzäh

verno

samte

braue

s

Paßl

T

„dara

wegge

T

harts

sach

das K

zieht

wird

stohle

T

Holza

mädch

hört,

gewes

E

heute

wenn

auch

M

ganz

die Zi

D

halt

ein pa

sie ha

Maria

ist ein

„Mir wär's lieber später. Die Sonne geht früh auf.“

„Nein, die schöne, weiße Frau darf's nicht verjäumen.“

„Dann muß ich schon um vier Uhr gehen.“

„Die schöne, weiße Frau muß vor der Sonne dort sein.“

Der Ribitz hielt den Atem an und drückte sein Ohrlein fast ins Schlüsselloch hinein. Aber jetzt sprachen sie wieder leiser; es ächzte eine Schublade, ein Papier knisterte und dann sagte die Zigeunerin:

„Ich küsse der guten, schönen, weißen Frau die Hand und alle fünf Finger.“

Und gleich darauf näherten sich drinnen Schritte der Tür. Das Ribitzmädchen hatte gerade noch Zeit, aufzuspringen und davonzuhuschen. Einen halben Vaterunser später trat die Zigeunerin aus der Kammer und humpelte rasch zum Tore hinaus. — Nun war die Liesl wieder in schwerer Bedrängnis. Sie hatte nichts erfahren und doch viel, konnte aber aus der Sache nicht klug werden. Was werden die Marialene und die Zigeunerin miteinander vorhaben? Und die Marialene soll fortgehen. Wohin denn und wann? — Himmel, eine ganze Nacht schlafen, ohne Gewißheit zu erlangen, das war ja etwas Unmenschliches! Wenn man nur mit einem Sterbensmenschen über die Sache reden könnte! Die Liesl sann hin und her, dann rannte sie hinauf zur Meinhart-Traudl und erzählte ihr haarklein, was sie beobachtet und vernommen hatte. Mit fiebernder Aufmerksamkeit hörte die Traudl zu, schob die Augenbrauen fest zusammen und fragte stürmisch:

„Hat die krumme Zigeunerin ein größeres Pack fortgetragen?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte die Liesl; „darauf hab ich nicht geschaut. Sie ist so schnell weggegangen.“

„Du närrischer Ribitz,“ schalt die Meinharts-Tochter, „warum gibst auf die Hauptsache kein Licht? Ich weiß, die Marialene hat das Kind der Zigeunerin gegeben. Heute Nacht zieht das Volk weg, und morgen in aller Früh wird dann Lärm werden, das Kind sei gestohlen.“

„Traudl, da bist einmal ganz auf dem Holzweg, hai—hai—haiiii,“ lachte das Davitermädchen; „ich hab das Kind noch schreien gehört, wie die Zigeunerin längst schon fortgewesen ist.“

„So, so, so! Dann verschummelst sie es heute Nacht oder morgen früh. Paß auf, wenn die Zigeuner fort sind, ist das Kind auch nimmer da.“

„Nein, nein, nein. Die Marialene ist ja ganz vernarrt ins Kind. Und was sollen denn die Zigeuner mit dem Bübl anfangen?“

„Das wissen die gut. Sie verräumens halt und leugnen dann alles weg. Wenn sie ein paar Tage sitzen müssen, ist's ihnen gleich; sie haben ja Geld dafür bekommen. Die Marialene kennst du noch viel zu wenig; das ist eine Schlange.“

Die beiden Mädchen stritten noch eine zeitlang hin und her, und dann ging die Liesl fast zornig nach Hause. Aber dabei spulte ihr das, was die Traudl gesagt hatte, bös im Kopfe herum, und sie konnte wenig schlafen. In der Früh um drei Uhr war sie schon auf und spekulierte bald bei diesem, bald bei jenem Fenster hinaus, ob sie nichts Verdächtiges sehe. Die Meinhart-Traudl aber steckte schon seit halb drei Uhr morgens in einem Hollunderbusch hinter dem Daviterhaus und spionierte ebenfalls. Allein es ereignete sich gar nichts. Das Haus blieb bis um fünf Uhr geschlossen, dann gingen die Mägde zum Brunnen, die Knechte auf den Acker, und es konnte nichts mehr geschehen. Auch hörte die Traudl in ihrem Versteck ganz deutlich die Stimme des weinenden Kindes vom Daviterhause herauf. Sie zog sich enttäuscht zurück. Im Laufe des Vormittags brachen die Zigeuner mit großem Lärm auf und wanderten zum Tal hinaus. Nachmittags kam die Meinhart-Tochter am Daviterhause vorbei. Sie rief über den Zaun hinüber der Marialene, die im Garten stand, höhniisch zu:

„Na, wie geht's dem jungen Daviterprinz?“

„Dank der Nachfrag, sehr gut,“ erwiderte die Frau kurz und hochmütig.

„Brav, brav, daß er schön heranwächst,“ spottete die andere; „den kann man einmal, wenn er groß wird, zum Dreikönigspiel brauchen, weil er schon von Geburt aus angerußiget ist.“

„Du, du, du!“ flammte die Marialene auf; „so eine schwarze Larve wie du hat in der ganzen Gemeinde kein Mädchen.“

Die Traudl wurde dunkelrot, dann geiferte sie:

„Na, es ist nicht jeder Mensch ein Edelweiß, aber der Daviter kann eine Freude haben, weil er in seinem Hause ein Edelweiß und ein Schwarzblättl so schön beieinander hat — hä—hä—hä.“

Sie lief davon, und noch lange klang der Marialene ihr häßliches Lachen in die Ohren. Zitternd vor Aufregung ging die junge Frau ins Haus, und drinnen weinte sie vor Zorn und Wehe:

„Mein Gott, was wird das arme Kind ausstehen müssen, wenn es so bleibt!“

Am nächsten Tag war sehr schönes, klares Wetter. — Wiederum steckte die Meinhart-Traudl seit drei Uhr morgens in dem Hollunderbusch hinter dem Daviterhause. Und heute war sie nicht umsonst auf der Lauer. Etwas nach halb vier Uhr, als es um die Berge schon ganz hell wurde, öffnete sich leise die hintere Tür des Daviterhauses, und heraus trat in dunklem Kleid die Marialene mit einem Bündel auf dem Arm, um das sie ein graues Tuch geschlungen hatte. Sie verschloß die Tür hinter sich, eilte durch den Birkanger hinauf und von dort ins Mühstäl hinein. Mit wildfunkelnden Augen, wie eine Kage kroch die Meinhart-Tochter aus dem Busch und folgte

in einigem Abstand der rasch ausschreitenden Frau.

Durchs Mühltal heraus brauste schäumend der Almbach. Links ist er von einem schmalen Erlenswäldchen eingesäumt, rechts steht etwa eine Viertelstunde oberhalb des Dorfes die Schmiede und daneben breitet sich der große Schmiedanger aus, auf dem in der frühen Morgenstunde schon ein paar Knechte mähten. Die Marialene stapfte rüstig an der linken Bachseite durch das Erlenswäldchen hinauf. Vor der ersten Mühle aber bog sie nach rechts hinüber, wo ein schlechter Steg, der nur aus zwei unbehauenen Baumstämmen gebildet wurde, über den Almbach führt. Die Meinhart-Traudl, die einen guten Büchenschuß hinter ihr war, lief jetzt schneller, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. — Plötzlich erscholl am Steg ein Mark und Bein durchdringender Jammergeschrei, und die Traudl sah etwas Furchtbares. Sie blieb wie angewurzelt stehen, ohne ein Glied zu rühren. Ein paar Minuten war alles still, dann begann drüben ein herzzerreißendes Klagen und Jammern, von dem sogar das Bachrauschen übertönt wurde. Gehässig lachend ging die Meinhartstochter ein paar Schritte voran und spähte durch die Erlenzweige, konnte aber nichts Bestimmtes mehr wahrnehmen. Unterdessen waren auch die Mäher in der Schmiedwiese auf den Lärm aufmerksam geworden, und sie sahen, wie ein Frauenzimmer händeringend am rechten Bachufer hin- und herlief, mehrmals Anstalten machte, in den Bach zu springen und dann wieder davon abstand. Rasch warfen sie ihre Sensen weg und eilten zum Bache. Da erkannten sie in dem Weib mit den aufgelösten Haaren und den wassertriefenden Kleidern die Marialene. Sie zeigte in den schäumenden Almbach und schrie verzweifelt:

„Mein Kind! Mein Kind! Es ist in den Bach gefallen! Helft, helft!“

Die Männer rannten suchend bachauf und ab. Plötzlich sprang einer ins Wasser und zog etwas Weißes hervor. Es war das Kind, das noch sein Hemdchen anhatte, aber das Köpflein und die Glieder schwer herunterhängen ließ. Mit einem furchtbaren Jammerlaut stürzte die Marialene auf den Mann zu, riß ihm das Kind aus den Händen, drückte es an ihre Brust und weinte schrecklich. Ganz erschüttert standen die Mäher um die Frau und wußten nicht, was sie sagen sollten. Da kamen der Schmiedmeister und die Schmiedin herbeigelaufen, die wie aus einem Munde fragten, was denn im Gotteswillen geschehen sei.

„Das Daviterkind ist in den Almbach gefallen“, erwiderte der Knecht.

Der Schmied nahm der Marialene fast mit Gewalt das Kind aus den Armen und stellte Wiederbelebungversuche an. Nach einer Weile sagte er: „Es ist tot, da hilft nichts mehr.“

Da stieß die Marialene einen gellenden Schrei aus, riß das Kind wieder an sich, bedeckte seine Wanglein mit Küßchen und tat wie wahnsinnig; sie schlotterte vor Kälte und Nässe.

Unterdessen war die Meinhart-Tochter über den Steg gegangen und trat nun zur Gruppe Auf ihrem herben Gesichte lag die offenkundige Schadenfreude, und sie fragte spitz:

„Warum tragt denn die Daviterin zu dieser herrgottsfrühen Stunde ihr Kind vom Hause weg und jast her in diese Gegend?“

Alle schauten die Marialene an, diese gab aber keine Antwort, sondern liebte nur ihr totes Kind und weinte zum Erbarmen. Sie schien überhaupt nichts mehr zu sehen und zu hören, was um sie vorging. Da sagte die Schmiedin mitleidig:

„Marialene, du frierst ja schrecklich. Komm, gehen wir hinüber in unser Haus, daß du dich beim Herde ein bißchen wärmen kannst; ich leih dir einen wollenen Schal.“

Die junge Frau erwiderte nichts, sondern ließ sich willenlos ins Schmiedhaus führen, wo man das ertrunkene Kind auf den Tisch legte und mit einem weißen Tuch zudeckte. Die Frau selbst wickelte man in eine Wollendecke und setzte sie nahe an das Herdfeuer.

Alle Männer waren mit herübergekommen; die Meinhart-Traudl aber hatte sich wieder rasch aus dem Staube gemacht. Nach einer langen Weile brachte man die Marialene dazu, daß sie Auskunft gab, wie das Unglück sich zugetragen habe. Sie erzählte in abgerissenen Sätzen, daß sie mit dem Kind hat wollen auf den Lärchenbüchel hinüber zum Ulrichsstöckl wallfahrten gehen. Zu dieser frühen Zeit sei sie nicht gern durchs Dorf gegangen, weil die Leute sicher groß hergeschaut und sie mit neugierigen Fragen behelliget hätten. Darum habe sie den weiten Umweg über das Mühltal gemacht. Aber da droben sei ein ganz schlechter Steg. Die zwei Baumstämme wären eisglatt von dem herausspritzenden Wasser und schaukelten auch furchtbar. Beim Ueberschreiten des Steges sei sie auf den schlüpfrigen Baumstämmen ausgegittet und mit dem Kind in den Bach gefallen. Sie sei fürchterlich erschrocken, habe das Kind aber mit aller Kraft festgehalten. Leider sei der Bach viel stärker gewesen als sie und habe ihr das Bübl mit schrecklicher Gewalt aus den Armen gerissen. Ein paar Klaster wäre sie selbst noch vom Bach weitergetragen worden, dann sei sie an einer hereinliegenden Erlensstaude hängen geblieben und habe sich herausgearbeitet. Da sie die Augen voll Wasser hatte, wäre ihr das Kind außer Sicht gekommen, und sie hätte es nicht mehr retten können.

„Es ist halt einmal ein Unglück, und da kann niemand helfen dafür“, sagte einer von den Knechten.

„Marialene, darfst's nicht gar so schwer nehmen“, tröstete die Schmiedin; „schau, das Kind wäre sein Lebtag ein Häuterl gewesen wegen dem — wegen dem — nun, du weißt wohl. Jetzt ist's im Himmel, und Besseres hättest du ihm nichts geben und wünschen können.“

Die junge Frau weinte jetzt aber noch viel stärker und tat ganz unsinnig vor Schmerz.

verfi  
nicht  
Kind  
Da  
nach  
furch  
als  
redet  
hatte  
aber  
pen

innig  
seine

Ungl  
lene  
verhe  
auch  
die v  
sich g  
ihr n  
mut  
feit t  
schah  
je lie  
redete  
wenn  
gespr  
genof

### Heimliches und offenes Gericht.

Zehn Wochen waren seit dem Unglückstag verfloßen, und man sprach im Daviterhause nichts oder wenig mehr von dem ertrunkenen Kind, weil der Bauer es so haben wollte. Den Daviter hatte die Unglücksbotschaft, die ihm nach Innsbruck telegraphiert worden war, furchtbar schwer getroffen. Er verbarg jedoch, als er nach Hause kam, seinen Schmerz und redete der Marialene gütig zu. Angsterfüllt hatte sie seiner Heimkunft entgegengesehen. Wie aber nicht der leiseste Vorwurf über seine Lippen kam, sondern nur Worte des Trostes und

zu tun. Allein je weniger man im Daviterhause über die Sache sprach, desto mehr wurde außen herum davon geredet.

Es tauchte das Gerücht auf, die Marialene habe das Kind mit Vorbedacht und absichtlich in den Almbach geworfen, um es los zu werden. Erst als das Kind schon ertrunken war, sei sie selbst in den Bach gegangen und habe den Lärm geschlagen, daß die Leute an ein Unglück glauben sollten. Dann hieß es wieder, sie habe das Kind den Zigeunern übergeben, die es in ihrem Auftrag in den Bach geworfen hätten. Als die Zigeuner fort waren, habe die Frau ihre Komödie angefangen.



Dankgebet der Schnitter

Ludwig Richter

inniger, warmer Liebe, da ergriff sie stürmisch seine Hand und weinte:

„Gottfried, o bist du gut! Bist du gut!“

Er stellte nicht einmal eine Frage, wie das Unglück sich zugetragen habe, so daß die Marialene es ihm herwärts erzählen mußte. Sie verheimlichte ihm aber etwas und sagte ihm auch später, als das Kind begraben war, nie die volle Wahrheit. Oft war sie nahe daran, sich ganz auszusprechen, aber dann verschlossen ihr wieder die Scham und ein gewisser Hochmut die Lippen. Infolge dieser Unaufrichtigkeit kam sie nie zu einer rechten Ruhe. Es geschah häufig, daß sie unso untröstlicher weinte, je liebevoller und zärtlicher er in sie hineinredete. Da hielt er es nun für das Beste, wenn überhaupt von dem Unglück nicht mehr gesprochen würde, und er verbot allen Hausgenossen, vom Kind weiterhin eine Erwähnung

Zuerst gingen diese Gerüchte ganz leise und verstohlen herum, dann wurden sie immer lauter und bestimmter und schließlich war ganz Osmalden voll von dem Gerede. Natürlich kam das Geschall auch dem Daviter zu Ohren. Er geriet darob in einen solchen Zorn, daß er förmlich mit den Zähnen knirschte. So hatte man den Mann noch nie gesehen. Um der Gattin den Schmerz zu ersparen, gab er sich alle Mühe, das Geschwätz von ihr fernzuhalten.

Aber eines Tages verplapperte sich Liesl, der Ribitz, und nun erfuhr Marialene, was von ihr gesprochen werde. Sie erschrak furchtbar und weinte eine halbe Stunde lang in sich hinein. Im Daviterhause gab es einen fürchterlichen Sturm. Wenn nicht die Marialene sich für die Liesl verwendet hätte, wäre sie am selbigen Tage noch davongejagt worden.

Der Daviter aber begann jetzt den böswilligen Gerüchten nachzuspüren, und er kam bald darauf, daß sie von etlichen Weibsbildern, darunter hauptsächlich von der Reinhart-Traudl, verbreitet wurden.

Eines Morgens sagte er zur Marialene:

„Nun will ich den gottlosen Schandmäußern gründlich das Handwerk legen. Ich gehe heute zum Gericht hinaus und klag die Reinhartische.“

„Uns Himmelswillen nicht, Gottfried!“ rief die Frau. „Wenn die Sache vor Gericht kommt, wird der Lärm noch größer.“

„Der Lärm kann nicht mehr viel größer werden, und ich muß einmal Klarheit schaffen in der Sache“, beharrte er.

„Klarheit schaffen? Klarheit schaffen?“ jammerte sie. „Mein Gott, wer keinen bösen Willen hat, dem ist ehedem alles klar. Oder... oder... Gottfried, zweifelst du am End selber?“

„Marialene!“ schrie er, „was fällt dir ein? Wenn die ganze Welt gegen dich aufsteht, zweifle ich nicht an dir. Einem Wort von dir glaub ich mehr als der ganzen Welt.“

Sie weinte heftig, dann bat sie wie ein Kind:

„Geh nicht zum Gericht, geh nicht zum Gericht. Es wär schrecklich, wenn ich mich vom Gericht müßt ausfragen lassen wie ein Sträfling... Rein, das tu ich nicht, da bin ich mir viel zu gut. Lieber geh ich auf und davon.“

Ein krampfhaftes Zittern ging durch ihren Leib. Da überkam den Mann tiefes Mitleid; er sagte weich:

„Du hast recht, Marialene. Der Klatsch ist viel zu niederträchtig, daß wir uns viel darum kümmern sollten. Lassen wir den Bach rauschen und die Leut plauschen. Wir wollen das Geschwäh einfach verachten und den Leuten zeigen, daß wir himmelhoch über einer solch miserablen Sache stehen.“

„Du gehst also nicht zum Gericht? Du klagst nicht, gelt?“ fragte sie ängstlich.

„Nein, Marialene, ich wirf die Sache einfach über die Achsel und tu gar nichts mehr,“ versprach er. „Unserwegen mögen sie noch hundertmal ärger schreien, wir scheren uns nicht darum, weil das Ding zu niedrig ist für uns.“

Sie dankte ihm herzlich. — Nun hatte aber der Daviter schon öffentlich mit der Klage gedroht, und man erwartete allgemein einen großen Ehrenbeleidigungsprozeß. Als jedoch mehrere Wochen verflossen, ohne daß jemand eine Vorladung zum Gericht erhielt, ging das Getuschel von neuem los, und jetzt viel böser als vorher. Es hieß, die Schuld der Marialene wäre sonnenklar, weil sie sich nicht zu klagen getrauen. Ein anderes Mensch wäre längst schon von den Gendarmen geholt worden, aber bei den Großen und Reichen drückten die Herren beide Augen zu — sie werden schon wissen, warum. Einige gute Freunde machten den Daviter aufmerksam, daß es notwendig sei, die Verleumder zu klagen, weil seine Haus-

ehre und vielleicht noch mehr auf dem Spiele stehe. Alles umsonst. Der Daviter ließ aus schlecht verstandener Liebe zu seiner Gattin die Dinge auf sich beruhen. Ueber kurz entstand eine förmliche Bewegung gegen die Marialene. Man hielt geheime Zusammenkünfte und verfaßte Anzeigen, die ohne Unterschrift ans Landgericht geschickt wurden. Daraufhin rannten die Gendarmen im Tale herum und fragten viele Leute aus. — Und eines schönen Tages, anfangs Oktober, erhielt die Marialene eine Vorladung zum Gericht, um Aufklärung über den Tod ihres Kindes zu geben. Die Vorladung schlug wie eine Bombe ins Daviterhaus ein. Marialene kam halb von Sinnen und weinte leidenschaftlich. Lange mußte ihr der Gatte zusprechen, bis sie etwas ruhiger wurde. Er erklärte fest, daß er sie nicht allein zum Gericht gehen lasse, sondern er werde mitgehen und den Verleumdern so gründlich das Maul stopfen, daß sie es für lange Zeit nicht mehr aufbringen.

Als die zwei Daviterleute acht Tage später beim Gericht in Kettenburg waren, zeigte die Marialene eine sehr selbstbewußte Haltung. Sie tat gekränkt über die Fragen des Richters und gab hochmütige oder gar keine Antworten. Da setzte der Richter eine strenge Miene auf und erklärte, daß er gezwungen sei, so ungern er es tue, die Untersuchungshaft über die Frau zu verhängen. Der Daviter und Marialene standen da wie in den Boden geschlagen. Die Frau war leichenbläß, und erst nach ein paar Minuten begann sie krampfhaft zu weinen, während der Mann heftig gegen die Absicht des Richters protestierte. Aber es half nichts. Selbst das Anerbieten des Daviters, zwanzigtausend Gulden, oder, wenn es nötig sei, den ganzen Hof als Bürgschaft (Kaution) für die Gattin unterzustellen, lehnte der Richter ab und bestand auf deren Verhaftung. Zornig erklärte der Grobshauer, es gäve noch andere Stellen als so ein Landgericht, und er werde sein Recht auch gegen den Landrichter zu finden wissen. Dann sprach er der Marialene sanft zu, sie solle sich ruhig der Gewalt fügen; er reife jetzt unmittelbar nach Innsbruck, und in ein paar Tagen werde sie nicht nur ihre Freiheit wieder haben, sondern volle Genugtuung für die angetane Schmach erlangen. Auch bat er sie leise, daß sie nicht so stark weine; sie solle vielmehr durch ihre Ruhe zeigen, daß sie über die niederträchtige Verächtigung hoch erhaben sei. Zu fürchten brauche sie gar nichts; dafür sei schon er da, daß ihr nichts geschehen könne, und in etlichen Tagen werde alles in Ordnung sein. Mit einem herzinnigen Blick dankte die Marialene ihrem Gatten, sie weinte noch immer laut, faßte sich dann aber und nahm von ihm einen ruhigen Abschied. Sodann warf sie den Kopf stolz in die Höhe und ließ sich in den Gewahrsam abführen.

Der Daviter fuhr mit dem nächsten Schnellzug nach Innsbruck und bestellte dort zwei der besten Advokaten, die die Sache seiner Gattin

kräftig in die Hand nahmen. Aber trotz der angelegentlichsten Bemühungen gelang es den beiden Rechtsvertretern nicht, die Entlastung der Marialene zu erwirken. Das Gericht in Kettenburg verhörte noch mehrere Zeugen aus Oswalden, setzte ein langes Protokoll auf und gab schließlich die Angelegenheit an das Landesgericht weiter.

Und jetzt nahm die Sache einen schlimmen Lauf. Der Daviter konnte mit all seinem Geld und Einfluß nicht verhindern, daß die Marialene vors Schwurgericht kam. — Hatte schon die Verhaftung der jungen Daviterin in Oswalden ungeheures Aufsehen erregt, so brach jetzt ein förmlicher Sturm in der Gemeinde los. Es bildeten sich zwei Parteien, die einander heftig befehdeten. Die eine, weitaus größere, verteidigte Marialenes Unschuld, die kleinere, aber raffiniertere, beharrte auf deren Schuld. Daß die Daviterin könne schuldig gesprochen werden, hielten die wenigsten für möglich. Der Daviter selbst war felsenfest überzeugt, seine Frau werde glänzend gerechtfertigt aus der Verhandlung hervorgehen; hatten ihm doch die zwei Verteidiger jegliche Sorge ausgeredet und förmlich geschworen, daß der Prozeß vollständig sicher sei.

Am sechsten November begann die Verhandlung beim Schwurgericht in Bozen. Als Zeugen waren außer dem Daviter und fünf seiner Diensthöten erschienen: die Meinhart-Traubl, die Arzbergerin, der Schmied und die Schmiedin, jene drei Knechte, die am kritischen Morgen auf dem Schmiedanger gemäht hatten, und noch zirka ein Duzend andere Personen von Oswalden. Eine starke Bewegung ging durch den Saal, als die Marialene zur Tür hereintrat. Sie war furchtbar mager und blaß geworden, das Gesicht erschien unter den goldglänzenden Haaren und über dem schwarzen Kleid, das sie trug, noch weißer als sonst. Doch sah man den Augen keine Spur vom Weinen an, nicht einmal traurig schauten sie; und kerzengerade wie immer und hocherhobenen Hauptes schritt die Frau daher. Ihrem Gatten warf sie einen kurzen, freundlichen Blick zu, die anderen Zeugen schien sie zu übersehen, nur einzelne offenkundige Gegner streifte sie verächtlich mit den Augen. — Während die lange Anklageschrift verlesen wurde, saß sie fast regungslos auf der Bank und verzog keine Miene. Sie tat fast, als ob das alles sie nichts angeinge. Beim Verhör gab sie auf sämtliche Fragen des Vorsitzenden und der Verteidiger klare, bestimmte Antworten, leugnete aber hartnäckig jegliche Schuld am Tode des Kindes. Ihre sichere Haltung machte den besten Eindruck auf die Richter. Den Daviter entzückte ihr ganzes Auftreten, das so ruhig und hoheitsvoll war, als ob sie es eingeübt hätte. — Doch nun wurde als Hauptbelastungszeugin die Meinhart-Traubl aufgerufen. Ihr Gesichtsausdruck erschien heute noch herber als gewöhnlich, ihre dunklen Wangen glühten und ihre Augen funkelten. Sonst trat sie aber ebenso gemessen

auf wie die Marialene, sprach ebenso bestimmt und scheinbar ganz gleichgültig. Nachdem ihr der Eid abgenommen worden war, erzählte sie folgendes:

„Ich hab am 19. Juni in die Spickalm hinauf müssen mit Salz für das Almvieh. Damit ich nicht zu stark in die Sonne komm, bin ich schon um halb vier Uhr früh auf dem Wege gewesen. Ich geh durch die obere Gasse hinein, da sieh ich auf einmal beim Daviter durch die hintere Tür die Marialene heraustreten mit dem Kind auf dem Arm. Mir ist aufgefallen, daß sie verdächtig herumspekuliert, ob sie von niemanden beobachtet wird; mich hat sie nicht sehen können, weil der Zaun vor der Gasse fast klasterhoch ist. Ich halt mich still und schau, was sie macht. Aber gleich lauft sie durch den Birkanger herauf und dann ins Mühlthal hinein. Jetzt packt mich die Neugier und auch ein Verdacht, und ich bin ihr von weitem nachgegangen, so daß ich sie nie ganz aus dem Auge verloren hab und daß sie mich doch nicht sehen hat können. Drinnen vor der untersten Mühle biegt sie auf einmal nach links hinüber zu dem Angersteg. Ich schleich ihr zwischen den Erlenstaudeu vorsichtig nach. Da sieh ich, wie plötzlich hinter einem Kranebitbusch die alte, frumme Zigeunerin aufsteht und mit den Fingern gabelt, aber kein Wort redet. Die Marialene springt gleich zur krummen Hege und gibt ihr das Kind in die Hände; dann zieht sie das Kopfstuch über die Augen herab und hält sich beide Ohren zu. Die Zigeunerin humpelt auf den Steg hinüber, hebt das Kind hoch auf und wirft es mitten in den Umbach hinein, daß das Wasser grad in die Höh spritzt. Ich bin so erschrocken, daß ich mich grad an einem Baum hab halten müssen, sonst wär ich umgefallen. Zu schreien hab ich mich nicht getraut, weil ich gefürchtet hab, es sind noch andere Zigeuner da, und die werfen mich auch in den Bach, wenn sie mich bemerken. — Wie ich wieder die Augen aufgeschlagen hab, hab ich von der Zigeunerin nichts mehr gesehen und von der Marialene auch nichts. Aber auf der anderen Seite vom Bach, auf der Wiese, ist jetzt ein fürchterliches Lamento und Schreien losgegangen. Ich hab spekuliert, was los ist, hab aber nichts sehen können. Dann bin ich über den Steg und hab gesehen, daß die Marialene so jammert und sich jetzt stellt, als ob sie mit dem Kind ins Wasser gefallen wär. Mich hat's grad gewundert, wie sie noch so eine Komödie aufführen kann. Die Sach ist mir furchtbar im Kopf herumgegangen, und ich hab nicht gewußt, soll ich's bekenntmachen oder nicht. Dann hab ich mir gedacht, es glaubt mir's doch niemand, und ich bekomme noch allerhand Ungelegenheiten; schließlich geht's mich auch nichts an, wenn die Marialene ihr Kind in den Bach wirft. Erst nach ein paar Wochen hab ich etlichen Freundinnen im Vertrauen erzählt, was ich an dem schrecklichen Morgen gesehen hab; die Blandertaschen haben's dann weitergesagt, und so ist's offenkundig geworden.“

Während die Zeugin sprach, war die Angeklagte mehrmals jäh aufgesprungen und hatte wollen dazwischensfahren, wurde aber vom Vorsitzenden immer zur Ruhe verwiesen. Jetzt stand sie zitternd, leichenbläß da, schaute ihre Gegnerin mit durchdringenden Blicken an und rief:

„Meinharts-Tochter, du bist eine ganz böse Lügnerin! Fürchtest dich nicht vor der Sünde, zu schwören und dann so zu lügen?“

„Beweis mir's, daß ich ein einziges Wörtchen gelogen hab,“ schrie die andere.

„Ja, ich will dir's beweisen. Die Zigeuner sind längst schon alle fortgewesen, wie das Unglück geschehen ist.“

„Wie wenn's so einer Zigeunerin unmöglich wäre, sich einen Tag lang versteckt zu halten und dann erst der Bande nachzugehen, besonders wenn sie gut bezahlt wird dafür! — Du hast ja der Zigeunerin Gold- oder Silberfächer gegeben, und ihr habt mißsammen ausgemacht, daß du das Kind bis vier Uhr früh dorthin bringst. Hat dir die Zigeunerin nicht ausdrücklich aufgetragen, du mußt, vor die Sonne aufgeht, mit dem Kinde dort sein? Jetzt dreh mir das Wort um, wenn du kannst; ich laß mich keine Lügnerin heißen.“

Die Marialene wurde jäh rot und dann wieder kerzenbleich. Erst nach einer Weile sagte sie:

„Es ist nicht wahr, es ist alles falsch.“

„So, so, du leugnest das auch noch?“ stammte die Meinhartstochter auf; „dann soll die Liesl reden, eure Magd. Die Liesl hat gesehen, wie du die Zigeunerin in deine Kammer hineingeführt hast, und sie hat auch gehört, was drinnen gesprochen worden ist.“

„Du verdammter Ribitz, hast du schon wieder...“ fuhr der Daviter das Mädchen an, aber der Vorsitzende verbot ihm, sich einzumengen, wenn er nicht gefragt werde.

Die Liesl, die selbst heute ihren geschmacklosen, grellfarbigen Aufputz angelegt hatte, zappelte mit Händen und Füßen und gackerte wie eine Henne:

„Die Traudl ist eine Wachtel, eine Ratsche, die Marialene ist unschuldig; ich weiß nichts, ich hab nichts gesehen, ich hab nichts gehört, ich hab nicht gehorcht, ich hab nichts verstanden, ich horch überhaupt nie, ich hab gar keine Ohren zum Horchen...“ Dabei griff sie mit beiden Händen an ihre lange, spitze Nase, und das war so komisch, daß im ganzen Saal ein schallendes Gelächter losbrach.

Der Richter setzte eine strenge Miene auf und befahl, dem Mädchen den Eid abzunehmen. Nun kam die Liesl ganz außer sich. Sie warf sich auf den Sessel nieder, strampelte mit den Füßen, griff bald nach ihren Dehrchen, bald nach ihrer Nase und schrie:

„Ich versteh nichts, ich weiß nichts, ich sag nichts aus gegen die Marialene; ich beiß mir lieber die Zunge kreuzerweife ab, ich schwör nicht, ich schneid keine Ehr ab, ich blas niemand in die Ohren, ich red überhaupt nichts mehr und wenn ihr mir die Zunge herausreißt.“

Aber da half kein Sträuben und Sperren. Durch Drohungen mit schwerer Strafe wurde das Mädchen bald dahin gebracht, daß es den Eid ablegte, und dann bekannte es, durch Fragen gedrängt, heulend und gackernd, es sei schon wahr, daß die alte krumme Zigeunerin öfters bei der Marialene war. Am 17. Juni wäre die Hege von der Marialene in die Kammer genommen worden, und dann sei sie — die Liesl — ein bißchen neugierig gewesen und hab ein wenig an der Tür gehorcht, aber nur ganz ein kleines bißchen, kein Vaterunser lang; nicht einmal ein Bitte vom Vaterunser lang; aber je länger sie gehorcht habe, desto weniger habe sie verstanden. Bloß ein paar Worte habe sie gehört. Die Marialene hab gesagt, um vier Uhr morgens sei es gar soviel früh, sie tät lieber später kommen; darauf habe die Zigeunerin geantwortet, nein, sie dürfe es nicht versäumen, und die Marialene müsse dort sein, vor die Sonne aufgeht. Ob die Marialene der Zigeunerin etwas geschenkt habe, wisse sie nicht, sie glaube gewiß nicht. Nur eine Schublade sei aufgemacht worden und ein Papier habe gerafelt, und dann habe die Zigeunerin zu hunderttausendmalen Vergettsgeit gesagt... und dann... und dann habe sie — die Liesl — schnell fliehen müssen, weil sie zur Tür gekommen wären.

Die Marialene hatte während der Aussagen des Mädchens heftig zu zittern angefangen. Als der Richter sie nun fragte, ob sie etwas zu bemerken habe, erklärte sie in großer Verwirrung und immerfort stockend, was die Liesl sage, wäre zum großen Teil richtig. Sie habe wirklich mit der Zigeunerin angebanden, weil sie hoffte, daß die Zigeunerin ein Mittel gegen das furchtbare Muttermal im Gesichte des Kindes wisse. Und die Zigeunerin habe ihr auch ein Mittel angegeben, nämlich sie soll zum Schwefelbrünnl am Lärchenbüchel hinübergehen, das Gesicht des Kindes mit dem Schwefelwasser waschen und von der ersten Morgensonne trocknen lassen. Das helfe ganz gewiß. Wie die Gräser und Halme rund um das Schwefelbrünnl alle ganz weiß seien, so werde auch das Gesicht des Kindes schneeweiß werden. Aber die weiße Farbe halte nur, wenn das Gesicht von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne getrocknet würde, sonst vergehe sie wieder. Sie habe der Zigeunerin geglaubt und den Versuch machen wollen. Natürlich hätte sie in so früher Morgenstunde mit dem Kinde nicht gerne jemanden begegnen mögen, und darum habe sie den weiten Umweg über das Mühlthal gemacht, wo dann das Unglück geschehen sei.

Der Daviter hatte mit offenen Ohren und Augen zugehört, jetzt entschlüpfte ihm unwillkürlich der Ruf:

„Marialene — warum — warum...“

Aber gleich erinnerte er sich, daß er der Gattin mit seinem Zwischenruf schaden könne, und er sprach den Satz nicht aus. Doch schnell faßte ihn der Staatsanwalt und fragte:

„Sie haben von den Verhandlungen Ihrer Gattin mit der Zigeunerin also nichts gewußt?“

Ihre nicht  
E  
darein  
„D  
Red  
wen  
D  
braud  
die Z  
auf ih  
„E  
auch  
Zigeu  
suchen  
mein  
an, un  
„E  
fragte  
wallfa  
Lärche  
„B  
lene;  
brünn  
ihm in  
„D  
Meink  
von d  
nichts  
einma  
just zu  
Ich sa  
sonder  
hat.“  
„D  
Da  
und g  
„D  
tel, du  
unschu  
schwar  
weiß,  
Richter  
fürchte  
„D  
du sch  
digen!  
hartste  
auf di  
chen u  
sich r  
hätten.  
teidige  
nis de  
auspr  
gann r  
„D  
weiß d  
den D  
nachge  
sie mu  
Schwa  
Maria  
besser  
bösem  
Tud a  
getan.

Ihre Gattin hat Ihnen nichts davon erzählt, nicht wahr?"

Ebenso schnell fuhr einer der Verteidiger darein und erklärte:

„Dem Gatten der Angeklagten steht das Recht zu, sich jeder Aussage zu entschlagen, wenn er will.“

Der Daviter machte von diesem Rechte Gebrauch und sagte nichts mehr. Nun rief aber die Angeklagte, indem sie einen zärtlichen Blick auf ihren Mann richtete:

„Es ist wahr, ich hab keinem Menschen und auch meinem Manne nichts gesagt von der Zigeunerin und dem Mittel, das ich hab versuchen wollen, weil ich mich gefürchtet hab, mein Mann schaut das für einen Aberglauben an, und da hätt ich mich soviel geschämt.“

„Sie gestehen also Ihre erste Lüge ein?“ fragte der Staatsanwalt; „Sie haben also nicht wallfahrten gehen wollen zu der Kapelle am Lärchenbühl?“

„Wohl, wohl“, verteidigte sich die Marialene; „zuerst hab ich das Kind im Schwefelbrünnl waschen wollen und dann wär ich mit ihm ins Ulrichsködl beten gegangen.“

„Die lügt sich den Hals voll an“, rief die Meinharts-Traudl hinein; „bis heute hat sie von der Zigeunerin und vom Schwefelbrünnl nichts verlauten lassen, und jetzt bringt sie auf einmal die närrische, ungläubliche Geschicht; just zur rechten Zeit ist es ihr eingefallen.... Ich sag's nicht, weil ich sie hineinreiten will, sondern weil sie mich eine Lügnerin geheißen hat.“

Da fuhr mit einem Mal die Viesel empor und gackerte in den höchsten Tönen:

„Du bist eine Lügnerin, du bist eine Wachtel, du bist eine Schlange. Die Marialene ist unschuldig, sie ist ein Engel, und du bist ein schwarzer Gangger, die Marialene ist ein Edelweiß, und du bist eine Schwarzbißtel!... Ihr Richter, ich will euch etwas sagen: sie hat einen fürchtbaren Zorn auf die Marialene...“

„Du, du, du — du dummer Ribiz, du Kröte, du schlechte, ich laß mich von dir nicht beleidigen! Ich will dir zeigen!“ schrie die Meinhartstochter und ging mit gespreizten Finaern auf die Nachbarsmagd los. Die beiden Mädchen wären scharf aneinander geraten, wenn sich nicht ein paar Männer dazwischen gestellt hätten. Nun verlangte aber der zweite Verteidiger, daß man die Viesel über das Verhältnis der Meinhartstochter zur Angeklagten sich aussprechen lasse. Und das Ribizmädchen begann wieder mit freischender Stimme:

„Der Zorn kommt von der Heirat, das weiß die ganze Gemeinde. Die Traudl hat sich den Daviter eingebildet, sie ist ihm überall nachgerannt wie ein Hund, und sie hat gemeint, sie muß ihn kriegen. Aber der Daviter hat den Schwarzplenten nicht gemögt und hat die Marialene geheiratet. Da ist die Traudl ganz besessen geworden von Haß und Neid und bösem Willen, und wo sie der Marialene einen Tuck antun oder sie hat giften können, hat sie's getan. Einmal hab ich ihr müssen ein Trumm

Muster von einem neuen Kleiderstoff der Marialene bringen, daß sie früher das gleich schöne Kleid tragen und die Marialene ärgeren kann. Am Kirchtag und zu Ostern und am Blutstag hat sie das silbergraue Kleid angehabt. Der Meinhart, ihr Vater, muß ihr alles kaufen, was sie will, sonst stellt sie das ganze Haus auf den Kopf. Ich hab einmal gehorcht, wie der Meinhart zu seinem Bruder gesagt hat, die Traudl sei ein Gallhasen, ein Igel und ein verschlagener Kopf; das hab ich ganz zufällig gehört, denn das Hörtchen ist nicht mein Brauch. Und etwas sag ich noch einmal: die Marialene ist unschuldig, da laß ich mir den Kopf abreißn. Sie ist immer gut gewesen mit uns Dienstboten, und wir haben sie alle gern gehabt, und wir können unserm Herrn nur danken, daß nicht die Traudl, die schwarze Kake, zu uns als Bäuerin gekommen ist.“

Wieder ging ein braufendes Gelächter an, und das Publikum auf der Galerie klatschte stürmisch Beifall. Die Meinhartstochter war brennrot. Antretend vor But und mit geballten Fäusten stand sie da; aber sie konnte der Viesel nichts anhaben. Ja, sie kam nicht einmal zu Wort, weil der Richter ihr Stillschweigen gebot, bis sie gefragt werde. Es fand nun das Verhör mit den anderen Dienstboten des Daviters statt, die sämtlich von der Marialene nur Gutes bezeugten und das Verbrechen für ausgeschlossen hielten. Auch der Schmied, die Schmiedin und die Burschen, die auf der Schmiedwiese gemächt hatten, erklärten, es sei gar nicht möglich, daß ein Mensch sich so verstellen könne, wie die Marialene beim Tod des Kindes geweint und gejammert habe. Rasch ergriff der erste Verteidiger die Gelegenheit zu einer kurzen Feststellung. Er hob hervor, daß nur eine einzige Belastungszeugin da sei, deren Aussage wegen ihrer feindlichen Gesinnung gegen die Angeklagte fast allen Wert verliere; auch könne sie sich, wenn man das Beste von ihr annehme, getäuscht haben. Einem leidenschaftlichen und voreingenommenen Menschen spielen oft die Sinne einen Posse, so daß er etwas sieht, was gar keine Wirklichkeit hat. Alles schaute günstig her für die Marialene, und sowohl sie als auch ihr Gatte atmeten erleichtert auf. Da meldete sich aber die Meinhart-Traudl ungestüm zum Worte und erklärte in scharfem Ton:

„Mir handelt es sich gar nicht darum, die Daviterin hineinzusetzen; aber ich mag auch nicht als eine Lügnerin oder als eine Närrin dastehen. Darum sag ich soviel: Ich bin nicht die einzige Zeugin der schrecklichen Tat; es gibt noch einen Augenzeugen, nämlich den Strudling, das ist der zweite Gemeinderat von Deswalden. Er war am betreffenden Morgen in seiner Mühle droben — einen guten Büchenschuß oberhalb des Angersteiges — und hat vom Mühlenfenster aus gesehen, wie das Kind von der Zigeunerin in den Bach geworfen worden ist. Schnurstracks ist er dann von der Mühle heruntergerannt, um das Kind wenn möglich noch zu retten. Diesseits des Steges

bin ich mit ihm zusammengetroffen und hab ihm gesagt, daß es das Kind vom Daviter ist, und die Daviterin hat es ertränken lassen. Da ist er gleich wieder umgekehrt und hat mir verboten, daß ich von ihm ein Wort red, als wenn er etwas gesehen hätt. Er hab nichts gesehen und wolle nichts gesehen haben. Es sei ihm nichts darum, daß er in die Sache hineingezogen wird, weil er mit seinen eigenen Geschäften zu tun genug hat und nicht noch fremde Scherereien bekommen mag; wenn ich seinen Namen nenne, schlägt er mir alle Knochen entzwei. — Ich hätt auch nichts von ihm gesagt, wenn ich nicht gezwungen wär. Daraus können die Richter auch sehen, daß ich auf die Da-

Gendarmen vorgeführt werden mußte und just im letzten Augenblick erschien er murrend und knurrend vor dem Gericht. Es war ein stämmiger, etwa vierzigjähriger Mann, den man schon hätte nennen können, wenn er nicht eine schiefe Nase und ganz dünne oder fast gar keine Augenbrauen gehabt hätte. Wenn er sprach, schaute er immer von den Menschen weg in irgend einen Winkel, und er konnte es auch nicht ertragen, daß ihm andere ins Gesicht schauten. — Auch vor den Gerichtsschranken sah er niemanden an, sondern starrte durchs Fenster hinaus, als ob draußen etwas Merkwürdiges zu schauen wäre. Nur die Meinhart-Traudl streifte er einmal mit einem giftigen Blick und knirschte halblaut, aber so, daß man es weitlein verstehen konnte.

## Ganntagsfrühe.



„Du Drehorgel! Du verfluchte Ratschkat! Wart, dir werd ich es noch einmal zeigen, was es heißt, einem Menschen solche Scherereien machen! Glaubst du, ich hab meine Zeit und mein Geld gestohlen, daß ich wie ein Hausierer im Land herumreisen kann. Ich weiß nichts, und ich sag nichts, und ich lach, wenn du selber in den Teig hochst; warum tuft das Maul zu weit auf!“

Die Meinhart-Tochter erwiderte keine Silbe, sondern lächelte nur höhnisch. — Dem Stauding wurde der Eid abgenommen, den er ohne Widerspruch leistete; aber als dann das Verhör mit ihm begann, schaute er immer an dem Richter vorbei und gab auf keine Frage eine Antwort, sondern kniff die Lippen fest zusammen, daß ihm ja kein Laut herauskomme. Der Vorsizende drohte ihm mit einer Gefängnis- und Geldstrafe, wenn er nicht aussage und gab ihm eine halbe Stunde Bedenkzeit. Unterdessen wurden andere Zeugen einvernommen. Ein paar Männer vom Dorf sagten aus, die Marialene wäre eine sehr stolze Frau, und sie hätte es furchtbar hart ertragen, daß ihr Kind so verunstaltet gewesen sei. Sie habe sich des Kindes geschämt und es immer verborgen, damit es kein Mensch sehen solle.

„Nein, nein, nein,“ rief die Angeklagte jammernd dazwischen, „geschämt hab ich mich nicht mit dem Kind; nur soviel erbarmt hat's mir.“

Nun kam die Arzbergerin an die Reihe. Sie gab an, daß die Marialene etliche Tage vor dem Unglück einmal zu ihr gesagt habe, es wär ihr recht, wenn das Kind sterben täte. Bei diesem Wort ging ein jähes Zucken über

Antwort, sondern kniff die Lippen fest zusammen, daß ihm ja kein Laut herauskomme. Der Vorsizende drohte ihm mit einer Gefängnis- und Geldstrafe, wenn er nicht aussage und gab ihm eine halbe Stunde Bedenkzeit. Unterdessen wurden andere Zeugen einvernommen. Ein paar Männer vom Dorf sagten aus, die Marialene wäre eine sehr stolze Frau, und sie hätte es furchtbar hart ertragen, daß ihr Kind so verunstaltet gewesen sei. Sie habe sich des Kindes geschämt und es immer verborgen, damit es kein Mensch sehen solle.

das 2  
Gattin  
vor's  
Na  
mandi  
Staud  
überl  
Bode  
den 3  
„W  
ich 3  
nach 3  
viel.“  
„W  
den?“  
schon  
mache  
muß  
„D  
der R  
„ll  
trohte  
„D  
Bieh  
De  
Haare  
mals  
sagte  
„W  
ausjag  
durfte  
etwas  
Langf  
gende  
um dr  
Mahle  
spätes  
Beiläu  
hatte  
war se  
die B  
drunte  
Arm l  
habe d  
ein gr  
auf de  
blieben  
worfen  
und an  
Drunte  
Traudl  
sei es,  
die Tr  
ihr Ri  
werfen  
das fü  
umgeke  
den H  
schaft  
Preis  
und vo  
und er  
wesen  
hat. A  
schwöre  
Wach

das Antlitz des Daviter, und er schaute seine Gattin fragend an. Diese schlug beide Hände vor's Gesicht und weinte heftig.

Nachdem sämtliche Zeugen verhört waren, wandte sich der Vorsitzende wieder an den Stauding mit der Frage, ob er sich die Sache überlegt habe. Der Gefragte sah trohig zu Boden und pfiff etwas wie ein Lied zwischen den Zähnen. Da fuhr der Richter zornig auf: „Wenn Sie nicht sofort ausagen, diktiere ich Ihnen tausend Gulden Strafe. Das ist nach Ihrer wirtschaftlichen Lage keineswegs zu viel.“

„Was? Tausend Gulden? Tausend Gulden?“ schrie der Stauding. „Ich bin ehedem schon gestraft genug. Hab die weite Reise machen müssen, veräum meine Arbeit und muß mein schönes Geld verzehren.“

„Das wird Ihnen alles vergütet,“ erklärte der Richter.

„Und ich zahl die tausend Gulden nicht!“ trohnte der Bauer.

„Dann wird Ihnen ein Grundstück oder ein Vieh versteigert,“ sprach der Richter.

Der Stauding fragte wütend in seinen Haaren, scharrte mit den Füßen, blickte mehrmals unruhig an der Marialene vorbei und sagte dann störrisch:

„Wenn's nicht anders geht, muß ich halt auslagen. Geht tu ich's nicht.“ Aber es bedurfte noch vieler drängender Fragen, um etwas Bestimmtes aus ihm herauszubringen.

Bangsam und immerfort stockend teilte er folgendes mit: Er sei an dem Unglückstage schon um drei Uhr früh in die Mühle gegangen, zum Mahlen anzurichten; denn um halb fünf Uhr spätestens sollte er bei der Mäharbeit sein. Beiläufig um dreiviertel auf vier Uhr — er hatte die Mühle noch nicht angefehrt, aber es war schon ganz licht — blickte er zufällig durch die Balken hinaus ins Freie. Da sah er drunten ein Weib mit einem Kind auf dem Arm langsam zum Angersteg herkommen. Er habe das Weib umso weniger erkannt, als es ein großes Tuch um den Kopf hatte. Mitten auf dem Steg sei das Weib plötzlich stehen geblieben und habe das Kind in den Bach geworfen. Er sei dann gleich zur Mühle hinaus und an der rechten Bachseite hinuntergelaufen. Drunten beim Steg sei ihm die Weinhart-Traudl begegnet, und er habe geglaubt, sie sei es, die die Untat begangen habe. Als ihm die Traudl aber mitteilte, die Marialene habe ihr Kind von der Zigeunerin ins Wasser werfen lassen und als er drunten in der Wiese das fürchterliche Geschrei hörte, sei er wieder umgekehrt, weil er gleich fürchtete, er könne in den Handel hineingezogen werden und Zeugenschaft ablegen müssen; das habe er um jeden Preis vermeiden wollen. Von der Zigeunerin und von der Marialene habe er nichts gesehen, und er könne nicht sagen, wer das Weib gewesen ist, die das Kind in den Bach geworfen hat. Nur soviel sei gewiß und könne er beschwören, daß ein Kind von einer Frau in den Bach geworfen wurde. — Das sagte der

Stauding aus, nicht mehr und nicht weniger, und dann wollte er wieder davonrennen; man mußte ihn mit Gewalt zurückhalten.

Im Gerichtssaale herrschte eine wilde Aufregung; droben auf der Galerie wurde laut disputiert, und aller Blicke waren auf die Marialene gerichtet. Sie schaute entsetzt auf den Stauding, schluchzte dann laut auf, brachte aber kein Wort hervor. Nachdem noch ein Mädchen von Auherdorf, das auch als Zeugin berufen war, erklärt hatte, es glaube sich erinnern zu können, daß es die krumme Zigeunerin an dem fraglichen Tage gegen Mittag noch drunten im Gries, wo die Talstraße in die Reichsstraße mündet, gesehen habe, wurde das Beweisverfahren geschlossen.

Nun faßte der Staatsanwalt in längerer Rede alle Beweismomente gegen die Angeklagte zusammen: ihren heißen Wunsch, das Kind los zu werden, ihr Verschweigen der Beziehungen mit der Zigeunerin, ihr Gespräch mit dieser, ihre zwiespältige Angabe über den Zweck ihres Ausfluges am kritischen Morgen, schließlich die erdrückenden Aussagen der Weinharts-Tochter, die sich mit denen des Staudings vollkommen deckten, und auf Grund alles dessen beantragte er den Schuldspruch. Darauf ergriffen die zwei Verteidiger unmittelbar hintereinander das Wort, stießen alles, was der Staatsanwalt vorgebracht hatte, um, führten hundert Dinge an, die für die Unschuld der Marialene zeugten, und richteten schließlich eine ergreifende Bitte an die Geschworenen, die Angeklagte freizusprechen. Die beiden Advokaten hatten überzeugend, glänzend, hinreißend gesprochen, mehrmals wurden sie von jubelndem Beifall unterbrochen, und die wenigsten in Saale zweifelten mehr am Freispruch der Marialene. Diese saß in fiebriger Aufregung da und war bald glührot, bald mauerweiß. Auch dem Daviter klopfte wild das Herz und seine Gedanken wurden wie ein Schifflein im Sturm hin- und hergeworfen von Furcht und Hoffnung.

Die Geschworenen hatten sich zur Beratung zurückgezogen. Als sie nach einer halben Stunde wieder erschienen, war es so still im Saale, daß man hätte eine Nadel fallen hören können. Und nun verkündete einer im lauten, feierlichen Ton, die Angeklagte sei mit acht gegen vier Stimmen des Kindsmordes schuldig gesprochen worden.

„Heiliges Kreuz!“ gestellte die Marialene, sank auf den Stuhl zurück und zitterte so schrecklich, daß ihre Finger an der Stuhllehne nur so hüpfen. Ihre goldglänzenden Haare waren in das marmorbleiche Gesicht hereingefallen und ein Krampfwainen erschütterte ihren Körper. Wie sie in ihrer rührenden Hilflosigkeit und in ihrem Wehe dasaß, glich sie förmlich einem Marterbild. — Jetzt ließ sich eine neue Stimme vernehmen, die verkündete, daß die Schuldiggesprochene in Rücksicht auf unterschiedliche Milderungsgründe zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt sei. — Die Marialene riß entsetzt ihre Augen auseinander, ein

furchtbarer Schrei entrang sich ihren Lippen, fast wie in Todesnot schrie sie:

„Gottfried!“

Dann sank sie ohnmächtig vom Stuhl und mußte hinausgetragen werden. — Der Daviter wankte hinter ihr drein. Im ganzen Saal aber ging ein Schluchzen an, das Mitleid mit der armen Frau war allgemein; die Dienerboten vom Daviterhof und viele Leute von Oswalden, die zugegen waren, weinten laut.

#### Ein schwarzer Vogel fliegt über die Alm.

Was die Zeit nicht zu heilen vermag, das tut uns weher, je länger es dauert. Hievon konnte der Daviter ein Wort reden. Seit der Beurteilung seiner Gattin waren anderthalb Jahre verflossen, und die Wunde in seinem Herzen brannte von Woche zu Woche ärger. Und nicht nur eine, sondern verschiedene Qualen waren es, die ihn marterten. Bald fraß eine zehrende Sehnsucht nach der Marialene an seinem Herzen, bald überfiel ihn ein blutheißes Mitleid, bald drückte das Gefühl der Schande zentnerschwer auf ihn, bald nagte wieder der grimmige Zweifel an seiner Seele. Wohl hatte ihm die Gattin bei Gott und allen Heiligen geschworen, daß sie vollkommen unschuldig sei, und er glaubte es ihr auch; aber oft, wenn er allein war, und namentlich in den langen, schlaflosen Nächten drängten sich ihm all die Verdachtsgründe, all die belastenden Zeugenaussagen wie Gespenster vor den Geist und dann würgte ihn die Angst, daß er glaubte, ersticken zu müssen. Himmel, wenn sie doch schuldig war? Es sprach ja vieles, vieles gegen sie. Nein, nein, er glaubte es nicht, er wollte es nicht glauben. Und zehn Jahre lang sollte die unglückliche arme Marialene im Kerker verbringen! Nein, das überlebte sie nicht, gewiß starb sie früher im Strahhaus, und sie kamen in dieser Welt nie mehr zusammen. So oft ihm dieser Gedanke einfiel, hätte er grad aufschreiben mögen vor Zeitlang und Herzwehe. — Aber wenn es gut ging, wenn Marialene das Ende ihrer Strafzeit erlebte, gab es noch ein glückliches Beieinandersein? Folgte ihnen nicht auf Schritt und Tritt die Schande? Würden die Leute nicht mit den Fingern auf ihn zeigen, wenn er sich irgendwo mit ihr sehen ließ? — Die Frau des Daviter eine Zuchthäuserin! Heiliger Gott, die Scham drückte ihn jetzt in Abwesenheit der Gattin schon fast zu Boden. Seit mehr als dreihundert Jahren war der Daviterstamm auf dem Hof, reich an Ansehen und ehrengachtet hatte er immer dagestanden. Ein Bruder seines Großvaters war Kreisauptmann gewesen und ein Bruder des Vaters war als Kanonikus in der Bischofsstadt gestorben. Oft hatte der Better Thaddes in den letzten Monaten gesagt: „Seien wir grad froh, daß dein Better, der Dombherr, nicht mehr lebt, daß ihm diese schreckliche Unehre erpart geblieben ist!“ — Und wie merkwürdig schauten ihn, den Daviter, die Leute an, wenn er irgendwo daherkam! Er

konnte ja nicht helfen, er hatte ja nichts verschuldet. Aber wehe taten ihm diese neugierigen, halb schadenfrohen, halb mit eidigen Blicke, furchtbar wehe. Einmal fiel ihm der Gedanke ein, ob es nicht klug wäre, sich von der Marialene gerichtlich scheiden zu lassen. Doch sofort schlug er sich diesen Gedanken wie eine böse, abscheuliche Versuchung aus dem Kopf. Etwas anderes erwog er häufig und in allem Ernst. Sollte er nicht seinen Hof verkaufen und sich anderswo, mindestens hundert Stunden weit fort, antaufen, wo er mit der Marialene, wenn sie frei wurde und nicht früher starb, unangefochten leben konnte? Ein paarmal war er schon daran, diesen Plan auszuführen, doch stand er immer wieder davon ab, weil er dachte, es sei später auch noch früh genug. Auch hatte er seiner Scham ein ungutes Zugeständnis gemacht. Obwohl er jetzt noch wie früher mit ganzem Herzen und ganzer Seele an der Marialene hing, schränkte er doch seinen Verkehr mit ihr auf das allernotwendigste ein. Zwar wandte er alles, was er nur konnte, für sie auf; er ließ ihr durch einen befreundeten Herrn in J. fortlaufend Ewaren, Dessertessen, Wäsche, warme Winterkleider und alles, was sie nur haben durfte, zukommen; er gab ein großes Geld aus, um ihr etwelche Ausnahmen und Bequemlichkeiten zu verschaffen; aber auf ihre langen, glühenden Briefe erteilte er oft lange Zeit keine Antwort, und sobald er schrieb, waren es nur ein paar wenige, kühle Zeilen. Da er wußte, daß in der Strafanstalt alle Briefe gelesen werden, fürchtete er, seinem Charakter etwas zu vergeben, wenn er mit der Beurteilten einen allzu lebhaften schriftlichen Verkehr pflege. Nach und nach wurden auch die Briefe der Gattin seltener und kürzer; doch zwischen den Zeilen heraus konnte man jedesmal lesen, wie ihr das Herz blüdete und wie furchtbar wehe ihr die Behandlung durch den Gatten tat. In der letzten Zeit flehte sie öfters in ihren Briefen, er möge sie einmal besuchen, sie hätte etwas Wichtiges mit ihm zu reden. Allein er hatte immer Ausreden. Jedesmal nach einem solchen Briefe ließ er ihr ein namhaftes Geschenk zukommen — er selbst kam nie.

Im Sommer des zweiten Jahres gab es plötzlich eine große Aufregung in Oswalden. Es tauchte nämlich wieder jene Zigeunerbande auf, die damals vor zwei Jahren, als das Daviterkind den Tod gefunden hatte, dagewesen war. Und kaum hatte die Bande sich niedergelassen, als auch schon die alte, hinkende Zigeunerin in den Daviterhof kam und der schönen, weißen, goldenen Frau nachfragte. Dies, der Kibitz, eilte wie auf Flügeln hinüber in die Scheune zum Bauern und teilte ihm schlatternd vor Erregung die Neuigkeit mit. Sofort rief der Daviter zwei Knechte und ging mit ihnen hinab in die Küche, wo er die Zigeunerin in drohendem Ernst zur Rede stellte. Die Hege kannte sich lange Zeit scheinbar nicht aus; als man ihr aber sagte, was geschehen sei und wessen sie bezichtigt werde,

sing f  
stuchen  
den, f  
einen  
Schatt  
könne  
Davite  
flärte  
raten  
drüben  
Sonne  
von d  
Davite  
Wort.  
Unglü  
zweiter  
zogen  
die He  
„Da b  
hab de  
aus de  
greid i  
wird n

Je  
verpro  
wenn  
könne,  
greid  
nerin  
bige  
nächste  
führen,  
wurde.  
Vorla  
und de  
an der  
Gattin,  
die M  
den vo  
Ach  
sammel  
hatte  
frau v  
haltend  
dachte  
bestimm

Ja,  
eine al  
Befrag  
erinner  
ganz g  
war, g  
19. Jun  
verges  
weissag  
Es wä  
wesens;  
vorüber  
Stück  
halten  
nerin d  
gegeben  
aus der  
es in d  
Frage  
das wi

sing sie an, schrecklich zu wünschen und zu fluchen. Dann schwor sie mit aufgereckten Händen, sie habe der schönen, weißen Frau nur einen Rat gegeben, „wie sie den schwarzen Schatten vom Gesicht des Kindes wegbringen könne“. — „Was für einen Rat?“ stürmte der Daviter. Ohne eine Sekunde zu zögern, erklärte die Zigeunerin, daß sie der Frau geraten habe, das Kind im Schwefelbrunnen drüben im Lärchenwald morgens, wenn die Sonne aufgeht, zu waschen und das Gesicht von der Sonne trocknen zu lassen. — Der Daviter stand erschüttert da und sagte kein Wort. Nun forschte die Zigeunerin, wann das Unglück geschehen sei. Die Piesl sagte, am zweiten Tag, nachdem die Zigeuner fortgezogen wären, in aller Früh. Abermals streckte die Hexe alle zehn Finger in die Höhe und rief: „Da bin ich drunten in Balgreid gewesen und hab der Bäckermeisterin zum Tag des Namens aus der Hand Glück gesagt. Von da bis Balgreid ist's zwölf Stunden. Die Frau Bäckerin wird reden, daß ich nicht lüg.“

Jetzt hob der Daviter seinen Kopf und versprach der Zigeunerin ein großes Geld, wenn sie sich dem Gericht stelle und nachweisen könne, daß sie am betreffenden Morgen in Balgreid gewesen sei. Darauf ging die Zigeunerin scheinbar freudig ein. Sie verblieb selbige Nacht im Daviterhaus und ließ sich am nächsten Tag nach Kettenburg zum Gericht führen, wo sie in Gewahrsam genommen wurde. Unterdessen erging eine dringende Vorladung an die Bäckersfrau von Balgreid, und der Daviter telegraphierte nach Innsbruck an den ersten Verteidiger im Prozesse seiner Gattin, daß er sofort herkommen möge. Auch die Meinhard-Tochter und der Stauding wurden vorgeladen.

Nicht Tage später schon konnte die Zusammenkunft bei Gericht stattfinden, und sie hatte ein merkwürdiges Ergebnis. Die Bäckersfrau von Balgreid war anfangs sehr zurückhaltend. Als sie erfuhr, um was es sich handelte, dachte sie gar nicht lange nach, sondern erklärte bestimmt:

„Ja, es sei wahr, vor zwei Jahren habe ich eine alte Zigeunerin aus der Hand wahrgesagt. Befragt, ob sie sich an den Tag und die Stunde erinnern könne, erwiderte sie, das wisse sie ganz genau, weil es an ihrem Namenstage war, am St. Julianentag nämlich, also am 19. Juni. Sie könne den Tag umso weniger vergessen, als das, was ihr die Zigeunerin geweissagt habe, buchstäblich eingetroffen sei. Es wäre zirka um sechs Uhr in der Früh gewesen; denn vorher seien zwei Nachbarkinder vorübergegangen, die ihr zum Namenstag Glück gewünscht und dafür zwei Semmel erhalten hätten, und dann sei schon die Zigeunerin dagewesen und habe durchaus nicht nachgegeben, sie müsse sich am Namenstag ein Glück aus der Hand lesen lassen. Gleich darauf habe es in der Kirche zur Messe geläutet. Auf die Frage des Richters, ob sie nach zwei Jahren das wirklich so bestimmt sagen könne, erklärte

sie, ja, ganz bestimmt, sie erinnere sich an alles noch so genau, wie wenn es gestern gewesen wäre und könne darauf einen Eid ablegen. Nun führte man die Zigeunerin herein. Als die Bäckermeisterin ihrer ansichtig wurde, rief sie laut: „Ja, ja, sie ist's — im Gesicht ist sie's und am krummen Gang — das kann ich auch beschwören!“ Die Zigeunerin aber kreischte: „Ach, das ist die gute, goldene Frau vom Bäckerhaus. Sie kennt mich, und ich kenn sie. Und das Glück wird gekommen sein, das ich ihr vor fünfundzwanzig Monden berichtet hab.“

Der Advokat aus Innsbruck verlangte nun, daß die Bäckermeisterin von Balgreid ihre Aussagen wirklich beeiide, was diese ohne weiteres tat. Sodann wandte sich der Advokat an die Meinhard-Tochter und fragte, was denn sie zu diesen Neuigkeiten sage. Das Mädchen war sehr erregt, beteuerte aber fest, die Zigeunerin sei es gewesen, die von der Marialene das Kind in Empfang genommen und in den Bach geworfen habe. Als man ihr entgegenhielt, daß es sei ein Ding der Unmöglichkeit, denn von Dswalden nach Balgreid brauchte man mit dem schnellsten Pferd mindestens fünf Stunden — Bahn ging in jenem Tale damals noch keine — da gab die Traudl widerhaarig zu, es könne möglich sein, daß sie sich in der Person geirrt habe, sie sei hundert Schritte entfernt gewesen. Aber etwas sei gewiß: die Marialene habe das Kind einer verlumpten Frau gegeben, die es dann in den Almbach warf. Wenn es nicht die Zigeunerin gewesen sei, dann war es eine andere Weibsperson, die der Zigeunerin sogleich sah, daß sie, die Traudl, heute noch schwören würde, es sei die Zigeunerin gewesen und keine andere; sie besteho auch darauf und lasse es sich nicht abstreiten. — Wilde Vermutungen ausstoßend, fuhr die Zigeunerin auf das Mädchen los, und man mußte dieses vor der rasenden Alten schützen. Nun kam die Reihe an den Stauding, sich zu äußern. Er schaute an allen Anwesenden vorbei in den äußersten Winkel des Saales, so daß seine schiefe Nase noch schief abstand, und schimpfte fürchterlich, daß man ihm keine Ruhe lasse und ihn immer mit der alten Geschichte behellige, die ihn gar nichts angehe. Was er gesehen habe, habe er schon früher gesagt, und er könne heute nichts anderes sagen, als daß ein Kind von einem Weibsmensch in den Almbach geworfen wurde. Wem das Kind gehört habe, und wer die Frauensperson gewesen sei, ob die Zigeunerin oder die Marialene oder ein anderes Weib, das wisse er nicht und sei ihm auch ganz gleich. Er schrie das förmlich dem Richter ins Gesicht, ohne ihn anzusehen, und bebte vor Zorn; auf keine weitere Frage gab er mehr eine Antwort. Es wurde ein Protokoll aufgesetzt und von allen Anwesenden unterschrieben; dann entließ der Richter sämtliche Vorgeladene, auch die Zigeunerin. Diese wartete vor dem Gerichtshaus auf den Daviter und fragte, ob er mit ihr zufrieden sei. Er sagte ja und drückte ihr hundert Gulden in die Hand, wofür

die Zigeunerin in überschwenglicher Weise dankte und ihm prophezeite, vor dem Neumond, also in spätestens drei Wochen, werde er seine Gattin wieder haben. Zwei Tage später brannte beim Meinhart die Scheune nieder und das Wohnhaus konnte nur mit knapper Not gerettet werden; dem Stauding aber verendete das beste Stück Vieh. Daraufhin wurde die Zigeunerbande abgeschafft und von den Gendarmen zum Tale hinausbegleitet.

Was die alte Zigeunerin geweissagt hatte, traf nicht ein. Die zwei Verteidiger der Marialene versuchten zwar alle möglichen Mittel, um das erste Urteil umzustossen und eine Wiederaufnahme (Revision) des Prozesses durchzusetzen, aber alle ihre Anstrengungen waren umsonst. So vergingen wiederum dreiviertel Jahre. Anfangs Mai kam der Daviter in Gesellschaft der Gemeinde Oswalden nach Innsbruck und mußte sich dort mehrere Tage aufhalten. Eines Morgens schritt er in Begleitung zweier Innsbrucker Herren durch die Leopoldstraße nach Bitten hinauf. Da begegnete ihnen ein merkwürdiger Transport. Voraus trabten zwei Gendarmen, denen paarweise etwa zwanzig Frauenzimmer in grauen Sträflingskleidern folgten; neben dem Zuge gingen ein paar Aufseherinnen und hinten drein kamen wieder zwei Gendarmen. Einzelne der weiblichen Sträflinge schauten frech herum und lachten, andere blickten verstohlen zur Seite, die meisten aber schritten gefentten Hauptes einher und wandten kein Auge auf die Vorübergehenden. — Von den zwei Innsbrucker Herren wußte der eine zu berichten, daß in der weiblichen Strafanstalt in K. ein großer Bauhofen konstatirt worden sei und ein Trakt nicht mehr bewohnt werden könne; darum werde ein Teil der Sträflinge vorläufig in Innsbruck untergebracht, bis der Bau in K. wieder hergestellt sei oder eine andere Unterkunft für die Zuchthäuserinnen sich finde. Dem Daviter glühte der Kopf. Himmel... wenn... wenn... Er wollte nicht mehr auf die Unglücklichen schauen, und doch zog es seinen Blick mit magischer Gewalt immer wieder hin. Plötzlich stockte ihm der Puls. Im vorletzten Paar die linke...

Himmell... Jetzt schaute sie her, riß die Augen weit auseinander und blieb stehen, so daß sie von ihrer Hintermännin vorwärts geschoben werden mußte. Im nächsten Augenblick streckte sie ihre rechte Hand aus und rief herzensheiß: „Gottfried!“

Es drängte ihn, hinzustürzen und nach ihrer Hand zu greifen; aber eine unbefiegbare Scham, namentlich vor seinen zwei Begleitern, hielt ihn zurück. Mit einem todeswehen, bittenden Blick sah ihn die unglückliche Frau an, er aber kehrte sich rasch um und bog links in ein Seitengäßchen; hinter ihm ertönte ein helles, jammervolles Weinen. Als ihn später seine Begleiter fraachten, ob die Frau eine Bekannte gewesen sei, sagte er ja und sonst gar nichts. Er redete überhaupt keine zwanzig Worte mehr und kehrte bald in sein Gasthaus zurück. Dort brütete er viele Stunden lang in seinem Zim-

mer. Ein paarmal stöhnte er: „Marialene! Marialene!“ Wie armelig hatte sie ausgesehen, wie rührend hatte sie ihn angeblickt, und er, der Feigling, hatte ihr nicht einmal einen Gruß zugewinkt! Doch so heftige Vorwürfe er sich machte, er brachte es auch jetzt zu keinem Entschluß, seine Gattin aufzusuchen und mit ihr zu sprechen, sondern er reiste am Abend desselben Tages wieder heim nach Oswalden, ohne die Frau noch einmal gesehen zu haben.

Aber er hatte keine Ruhe mehr. Ueberall verfolgte ihn das rührende Bild seiner Gattin, ihr abgehärmtes Antlitz, ihr bittender Blick, ihr todwehes Weinen. Wenn sie unschuldig war, lag in seinem Benehmen ja ein förmliches Unrecht. Und selbst wenn sie schuldig war, durfte er sie nicht so verhärmen lassen wie die ärmste arme Seele. Er ging ungeschlüssig im Hofe aus und ein, sprach mit niemanden und schlief wenig; sein eigenes Haus erschien ihm wie ein Kerker. Mitte Juni fuhr er mit dem Vieh in die Spitalm und blieb viele Woche droben. Nur Sonntags zur Frühmesse kam er herunter und eilte dann gleich wieder hinauf. Er kam droben bloß mit dem Senner und ein paar Hirten zusammen, und das taugte ihm, weil er nichts zu reden brauchte und seinen Gedanken nachhängen konnte. Ueber der Alm stand ein herrlicher Bergkranz: links oben das Jimjoch mit seiner weißen Kuppe, dann im Halbkreis herum der Mahder, das Fenster, die Pöle, der Zeiger und das Gamsrastl. Fast jeden Tag stieg der Daviter auf einen dieser Berge und schaute weit hinaus ins Land, meistens in der Richtung gegen Innsbruck. Auf der Pöle und am Zeiger wuchs prächtiges Edelweiß. Er pfückte nur ab und zu einen der schönsten Sterne, betrachtete ihn lange Zeit und dachte an Marialene. Sie war sein kostbarstes Edelweiß gewesen und mußte nun verwelken, verderben und sterben. Wenn er so dachte, rannen ihm die hellen Zähren über die Wangen. Er küßte dann die weiße Blume, die ihn so lebhaft an seine Gattin erinnerte, und steckte sie an den Hut. Oft klang ihm das schöne Lied in den Ohren, das die Marialene gesungen:

Wer nennt mir jene Blume, die allein,  
Auf steiler Alm, erblüht im Sonnenschein,  
Die schönste Blume unsrer Alpenwelt,  
Hoch droben einsam wächst vom Schnee erbebt?

Der Hirtenknabe auf den Alpenböden,  
Wenn du ihn fragst, wird froh er dir's gestehn:  
Es ist der Blumen schönste dieses Reis,  
Die Alpenkönigin heißt Edelweiß.

Ja, rein und schön und stolz wie eine Königin war sie gewesen, die Marialene, und nun ging all ihre Hoheit und Zier zu Schanden. Dieser Gedanke quälte den Daviter am stärksten und brachte ihn oft halb zur Verzweiflung.

Nach einem nassen Juni kam ein heißer Sommer. Ein Tag war klarer und heller als der andere. Am Morgen standen die Berge in blendendem Gold und abends verglühten sie in einem Rosenfeuerwerk. Ein strahlender, seidenweicher, tiefblauer Himmel spannte sich über das Almthal und durch das Blau schaufelten

gleich  
daß ma  
und m  
hohen  
Spinne  
und d  
feiner  
Bieh  
Den D  
Lust n  
brütete  
hin.

Am  
Portium  
vom I  
ten auf  
mit i  
jauchzte  
herunte  
jauchzte  
zu ihm  
mittags  
immer  
darob  
sagte d  
worte i  
der droh  
merfort  
scheinlic  
ten nod  
ein W  
der D  
horchte,  
hin  
hohlen  
tiefer  
tümmer  
darum.  
abends  
liches

Die ga  
ein bra  
sel, mi  
das Wi  
ligen, f  
nerschlä  
lende, t  
fast nie  
engen Z  
die B  
zu w  
Küßeln  
Wasserf  
etliche  
hagel a  
mühle i  
Stunde  
ein; Ste  
strahlte  
Berge st  
rade au  
funkelnd  
Weiden.  
gelassen,  
und beri  
lange üb

gleich Schiffelein die weißen Wolken, so nahe, daß man glaubte, sie mit der Hand erreichen und mit ihnen fahren zu können. Auf den hohen Berggipfeln droben, meinte man, die Spinnen hin- und herlaufen zu sehen, so klar und durchsichtig war die Luft. Ein würziger, feiner Wohlgeruch wehte über die Höhen, das Vieh hüpfte und tollte vor Lust und Uebermut. Den Daviter aber stimmte all die Pracht und Lust nur traurig; immer brütete er düster vor sich hin.

Am Montag in der Portiunkulawoche stiegen vom Nachbartal Studenten auf die Pöle, winkten mit ihren Hüten und jauchzten in die Spickalm herunter. Und von unten jauchzte der Daviter-Hirt zu ihnen hinauf. Nachmittags jauchzte der Hirt immer noch. Vom Daviter darob zur Rede gestellt, sagte der Bub, er antwortete nur einem andern, der droben im Gewent immerfort jauchzte. Wahrscheinlich seien die Studenten noch da, sonst wäre es ein Wurzgenger. Wie der Daviter aufmerksam horchte, vernahm er auch hin und wieder einen hohlen Laut, der wie ein tiefer Jauchzer klang. Er kümmerte sich nicht weiter darum. Gegen zehn Uhr abends brach ein fürchterliches Hochgewitter los. Die ganze Spickalm war ein brodelnder Wolfenkefessel, minutenlang flammte das Wildfeuer, die unzähligen, schmetternden Donnererschläge und das heulende, tosende Echo hatten fast nicht Platz in dem engen Almtal und schienen die Berggipfel sprengen zu wollen; wie aus Rübeln plätscherte die Wasserflut hernieder und etliche Male prasselte der Hagel auf dem Hüttendach, als ob eine Steinmühle im Gang wäre. So tobte das Wetter eine Stunde lang fort, dann trat fast plötzlich Ruhe ein; Sternlein bligten auf, und am Morgen strahlte wieder ein glasreiner Himmel. Die Berge standen so spiegelblank da, als ob sie gerade aus dem Bad gestiegen wären und ein funkelndes Smaragdgrün prangte auf den Weiden. — Kaum hatte man das Vieh ausgelassen, stürmte der Hirt in die Sennhütte und berichtete, ein ungeheurer, schwarzer Vogel tanzte über dem Gewent, und man höre wieder

daselbe Jauchzen wie gestern. Das Gewent war ein überaus steiler, fast senkrechter Grashang unter der Pöle; mitten durchs Gewent führte die sogenannte Raakenleiter, ein Felsensriff, das von den Gemsenjägern als Steig benützt wurde, zum Gamstrastl hinauf. Durch die Meldung des Hirten etwas neugierig gemacht, traten der Daviter und der Sennner vor die Hütte und sahen einen großen Adler, dessen

*Gloria in excelsis Deo et in terra pax.*



Schwingen wohl an anderthalb Klafter maßen, über dem Gewent kreisen. Bismweilen stieß er jäh gegen einen Felsknoten am Fuße des Gewentes herab, dann ertönte jedesmal ein greller Schrei, und der Vogel schoß wieder in die Höhe.

„Hörcht, hörcht, da jauchzt es wieder!“ rief der Hirt.

„Das ist kein Jauchzen, das ist ein Notruf“, sagte der Daviter ernst. „Ich glaub, es ist ein halbtotes Wild oder gar ein verunglückter Mensch, dem nun der Geier böß zusetzt. Man

muß hinaufgehen zu schauen und, wenn's notwendig ist, helfen!"

Sofort rannte er in die Kammer, nahm seine Kugelbüchse und stieg, so schnell er konnte, den Berghang empor. Je weiter er hinaufkam, desto deutlicher hörte er die grellen, jammernenden Schreie. Er gab aus weiter Entfernung einen Schuß gegen den Adler ab; da stieg der Raubvogel pfeilschnell in die Höhe und glitt in weitem Bogen über das Gamsraß hinüber ins andere Tal. Nach dreiviertelstündigem Klettern erreichte der Daviter den Fuß des Gewenkes, und dort bot sich seinen Augen ein graufiger Anblick. Zwischen zwei Steinblöcken eingeklemmt lag ein Mann, das Gesicht und die Kleider voll Blut, die Augen weit hervorgequollen und die Lippen ganz blau. Sein rechter Arm war gebrochen und hing in verrenkter Stellung zur Seite hinab. Nachdem der Daviter den ersten Schauer überwunden hatte, trat er näher und erkannte zu seiner Ueberraschung in dem Unglücklichen den Stauding von Oswalden. Dieser schrie aber entsetzt auf:

„Daviter, Gottfried! Gnade! Erbarmung! Tu mich nicht erschießen! Schenk mir grad das Leben, bis ich gebeichtet hab! Ich sterbe ehe bald. Nicht erschießen — ich bitt dich!“

„Was fällt dir ein?“ sagte der Daviter rauh; „ich hab keinen Grund, dich zu erschießen, und auf einen Menschen schieß ich überhaupt nie; aber helfen will ich dir. Wie bist denn in die Lag gekommen?“

„Ach, ich, ich“, keuchte der Berunglückte noch immer in fürchterlicher Aufregung, „ich bin Wurzen-graben gängen und wollte über die Kägenleiter hinüber in die Zunteralm; da bin ich ausgeschlüpft und heruntergeschossen wie ein Prügel. Jetzt bin ich schon Tag und Nacht da und weiß nicht, was ich alles gebrochen hab, weh tut mir alles — ooh.“

„Warum hast denn nicht lauter geschrien, daß man früher heraufgekommen wär?“ fragte der Daviter.

„Ich hab immer geschrien, soviel ich herausgebracht hab“, entgegnete in abgebrochenen Sätzen der Stauding, „aber kein Mensch war da zu erschreien; nur der... der... der Teufel hat mir alleweil zugejauchzt... Und in der Nacht ist er mit dem schrecklichen Wetter dahergefahren... vor mir hat er eingeschlagen, der Blitz, grad da vor mir, die Haut hat er mir verbrennt... auh, ich hab gemeint, ich bin schon in der Hölle... Später hat mich der Frost gebeutel. Ich bin ganz nah, und in der linken Seite sticht mich furchtbar... heute ist der Teufel wieder dagewesen, der schreckliche schwarze Unform!... Zehnmal hat er mich wollen packen, grad eben ist er übers Gamsraß davongefahren.“

„Stauding, sei gescheit, das war kein Teufel, sondern ein großer Geier, ein Adler!“ beruhigte ihn der Daviter. „Ich hab daraufgeschossen.“

„Du? du? du?“ ächzte der Schwerverletzte, ohne den Daviter anzublicken; „du bist so gut

... heb mich ein bißchen auf, ich lieg furchtbar hart.“

Als der Daviter ihn zu heben versuchte, schrie der andere gräßlich:

„Wehe, wehe, wehe!“ — Dann ließ er den Kopf sinken, wurde ganz bleich und begann schwer zu röcheln. Der Daviter glaubte nichts anderes, als er sei schon am Sterben und betete ihm vor:

„Mein Gott, alle begangenen Sünden sind mir vom Herzen leid, weil ich dich, das höchste und vollkommenste Gut beleidiget habe. Mein Jesus, Barmherzigkeit! Mein Gott, verzeih mir alle meine Sünden!“

Da schlug der Abgestürzte wieder die Augen auf und heulte verzweifelt:

„Gott verzeih mir nicht, er kann mir nicht verzeihen... Es ist zu spät... Mich hat schon der Teufel!“

„Um Gotteswillen, red doch nicht so“, mahnte der Daviter; „Gott verzeiht dem größten Sünder im Sterben, wenn er ihn darum bittet.“

„Nein, nein... Zuerst müssen mir die Menschen verzeihen, sonst kann Gott nicht verzeihen... Ich muß sterben und... ooh... Daviter, Gottfried, wenn du verzeihen könntest!... Nein, es ist unmöglich!“

Dem Daviter begann ein Ahnung zu dämmern. Er zitterte heftig, und erst nach einer Weile sprach er scheinbar ruhig:

„Sag grad, was ich dir verzeihen soll. Und wenn's das Aergste ist, ich verzeih dir!“

„Ich... ich... ich“, stöhnte der andere; aber er brachte das, was er sagen wollte, nicht hervor. Und wiederum setzte er an und würgte endlich die Worte heraus: „Ich hab die Marialene so erschreckt... ich hab gerufen, daß dich der Blitz erschlagen hat — das bin ich gewesen... aus Zorn hab ich's getan... Ooh, und heute Nacht war der Blitz da bei mir... er hat mich gesengt... Gott straft!... Gott straft!“

„Um der Liebe Gottes willen verzeih ich dir“, sagte der Daviter nach einem heftigen Kampf mit sich selber.

Aber der Schwerverletzte wurde nicht ruhig, sondern stöhnte und ächzte noch gräßlicher — und dann würgte er die Sätze hervor:

„Ich habe falsches Zeugnis gegeben... Die Marialene ist unschuldig... Gott hat mich gestraft — die rechte Hand hat er mir abgebrochen — mit der hab ich geschworen.“

„Heiliges Kreuz!“ schrie der Daviter; „ich hab mir's gedacht.“

„Die Traubl hat auch falsch geschworen, sie hat die Schuld... Nein, ich... Ich hab sie verführt... Du kannst mir nicht verzeihen... Du kannst nicht!“ heute der Stauding.

Der Daviter biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten, er ballte die Fäuste und tat sie wieder auseinander, Blässe und Röte wechselten auf seinem Antlitz. Nach langer Zeit sagte er endlich:

„Gott möge dir verzeihen, wie ich dir verzeihe... Aber du mußt eingestehen, du mußt

deine

nen, e

M

kletter

hinauf

einer

die

und j

hinab

aber

eine

Zwei

hirter

Zeich

stieg

zog s

dem

komm

Wasse

Eine

Alm

wein

einen

er etu

des D

Senne

send

haß g

heirat

habe e

lich m

immer

etwas

tönn

Mühl

Mühle

sach a

dem

gesehe

herübe

fest da

gerade

den S

und m

über i

gefalle

und h

Später

Zu se

Meinb

es wa

sei mi

habe e

Maria

hört, r

überge

fiert n

komme

trunfer

über d

nerin

keine

mensch

verleite

Kind i

Zigeun

deine Schuld auch vor andern Menschen bekennen, ehevor du stirbst."

Als der Verunglückte zustimmend nickte, kletterte der Daviter auf einen Felsvorsprung hinauf und schrie, indem er mit beiden Händen einen Schalltrichter vor dem Munde bildete, in die Alm hinunter, daß ein Mensch abgestürzt und schwer verletzt sei. Sie möchten ins Dorf hinablaufen und einen Weifflichten holen — aber schnell, schnell, schnell! Auch Tücher und eine Tragbahre möchten sie herausbringen. Zwei Minuten später sah er schon, wie der Hirtenbube durchs Almtal hinausrannte, ein Zeichen, daß man ihn verstanden hatte. Nun stieg er wieder zu dem Verunglückten hinab, zog seinen eigenen Rock aus und schob ihn dem Stauding unter den Rücken, daß er kommoder liege, dann holte er in seinem Hut Wasser, das der Abgestürzte mit Bier trank. Eine Stunde später kam der Senner von der Alm herauf. Er hatte eine Flasche Brannwein bei sich. Nachdem der Stauding zweimal einen Schluck davon genommen hatte, wurde er etwas kräftiger und frischer. Auf Drängen des Daviter erzählte er nun in Gegenwart des Senners, langsam und immer wieder aussetzend, folgendes: Er habe einen tödlichen Haß gehabt auf die Marialene, weil sie seine Heiratswerbung abgewiesen habe. Anmerken habe er sich nichts lassen, ja, er sei zuckerfreundlich mit ihr gewesen, aber gedacht habe er sich immer, der Marialene tut er noch einmal etwas an, daß sie ihr Lebtag daran blasen könne. An jenem Tage, wo das Unglück im Mühlthal geschah, sei er in aller Frühe zur Mühle gegangen mit einem schweren Roggen sack auf der Achsel. Etwa vierzig Schritte hinter dem Angersteg habe er gerastet, da hätte er gesehen, wie die Marialene unten zum Steg herüberkam. Sie habe mit dem rechten Arm fest das Kind gehalten und den linken habe sie gerade ausgestreckt, während sie vorsichtig über den Steg ging. Auf einmal sei sie ausgeglitten und mit einem furchtbaren Jammergeschrei kopfüber ins Wasser gestürzt. Ihm habe die Sach gefallen, drum wäre er ruhig sitzen geblieben und habe zugeschaut, was weiter geschehe. Später sei er dann zum Steg herabgegangen. Zu seiner Verwunderung sei plötzlich die Meinhard-Traudl dagewesen und habe gesagt, es wäre ein Unglück geschehen, die Marialene sei mit dem Kind in den Bach gefallen, sie habe es gesehen. Gleich darauf habe man die Marialene wiederum gräßlich jammern gehört, und die Traudl sei über den Steg hinübergewandert nachzuschauen, was weiter passiert war. Nach kurzer Zeit sei sie zurückgekommen und habe erzählt, das Kind wäre ertrunken. Sie hätten dann lange miteinander über die Sache geredet, auch über die Zigeunerin habe die Traudl gesprochen; es sei aber keine Zigeunerin und kein anderes Weibsmensch dagewesen. Zuletzt habe er die Traudl verleitet, sie soll sagen, daß die Marialene das Kind in den Bach geworfen oder von der Zigeunerin habe hineinwerfen lassen. Die

Traudl wär gleich einverstanden gewesen, und er habe ihr versprochen, für die Sach Zeugenschaft abzugeben, aber nur wenn's notwendig ist, sonst nicht. Nun habe aber die Traudl noch viele Wochen gewartet mit der Aussag und sei dreimal zu ihm gekommen fragen, ob er ihr wohl Zeugenschaft ablege, und er habe gesagt, ja, wenn's sein muß. Vor dem Schwören habe er eine große Angst gehabt, weil er gefürchtet hab, es treffe ihn der Schlag und es hole ihn der Teufel; darum hätte er die ganze Verantwortung gern der Traudl zugeschoben und nicht wollen zum Gericht kommen. Aber die Traudl habe ihm schon früher einmal gedroht, wenn er nicht Zeugenschaft leiste, sage sie alles, und er sitze noch tiefer hinein wie sie selber. So wäre er schließlich gezwungen gewesen, das falsche Zeugnis abzugeben.

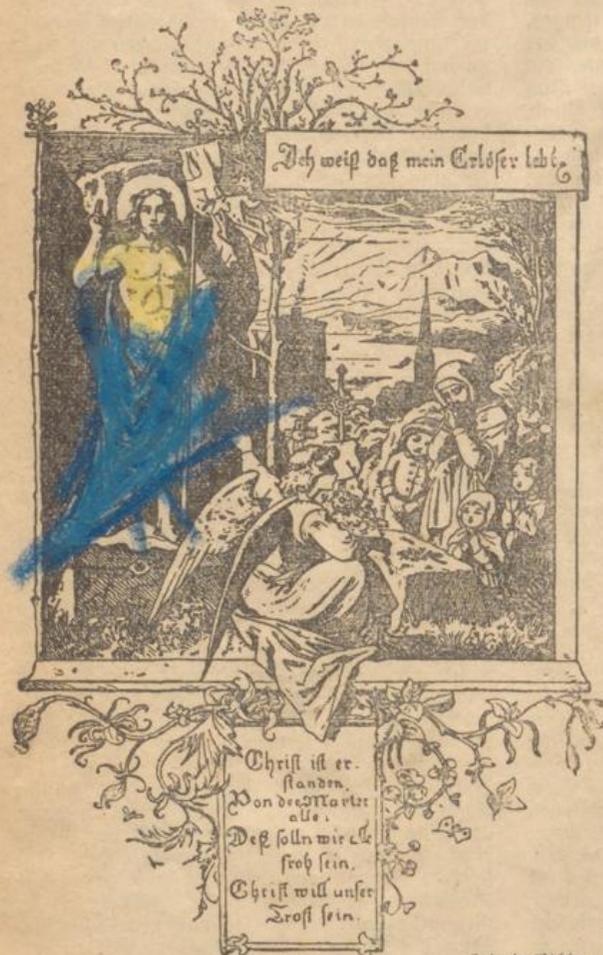
In furchtbarer Aufregung hatte der Daviter zugehört und er hatte sich förmlich Gewalt antun müssen, daß ihm kein Vorwurf und kein Zorneswort entschlüpfte. Der Senner brummte öfters in seinen Bart: „Mein Gott, mein Gott, gibt's schlechte Leut; die arme Marialene!“

Es vergingen nun ein paar lange, harte Stunden. Der Verunglückte klagte bitter über Seitenstechen, öfters hustete er, und das Blut quoll ihm über die Lippen; dann wurde er so schwach, daß die anderen beiden jedesmal glaubten, er sei am Sterben. Der Daviter betete ihm dann eine Reue und ein Leid vor. Doch sobald er anfang zu beten, riß der Stauding die Augen auf und schrie: „Jetzt kommt er! Da ist er schon! Er will meine Seele! Helfst, helfst mir, jagt ihn fort!“ So oder ähnlich. — Gegen zwölf Uhr mittags endlich sah man Leute durch die Alm hereingehen. Und eine Stunde später kamen sie herauf ins Gewenk. Es waren der Pfarrer, der Mesner und zwei Knechte vom Unterholzbauer. Sofort machte sich der Pfarrer daran, dem Verunglückten die Sterbesakramente zu spenden. Nachdem er ihm die Beichte abgenommen hatte, was ziemlich lange dauerte, salbte er ihn gleich mit dem heiligen Oele. Er ließ dann die Männer alle herantreten, und der Stauding bekannte in ihrer Gegenwart endlich sein falsches Zeugnis und was er sonst gegen die Marialene verbrochen hatte. Dabei sah er niemanden an, sondern schielte immer seitwärts über die Berge. Die Männer standen erschüttert da, dem Daviter aber jubelte das Herz.

Mit großer Mühe und unter gräßlichem Wehegejammer des Schwerverletzten hoben sie diesen dann auf eine Art Tragbahre, die aus zwei Stangen und einem Tuch hergestellt worden war, und trugen ihn unter ungeheuren Schwierigkeiten hinab in die Sennhütte des Daviter. Drei-, viermal glaubte man, er sterbe auf dem Wege. Nach des Pfarrers Meinung hatte er außer den schweren Verletzungen sich in der Nacht auch eine Lungenentzündung zugezogen. Man brachte ihn lebend in die Alm, und der Pfarrer eilte gleich ins Dorf hinab,

um die heilige Kommunion heraufzutragen. Aber er kam damit zu spät; der Verunglückte starb schon um fünf Uhr nachmittags.

Am nächsten Morgen fuhr der Daviter mit seinem Landwägelchen in Begleitung des Pfarrers und des Mesners zum Gericht, und nachmittags schon kamen zwei Gendarmen nach Oswalden, um die Meinhart-Tochter abzuführen. Aber die Traudl war verschwunden



Ludwig Richter

und konnte trotz aller Nachforschungen nicht ausfindig gemacht werden.

Man entdeckte weder jetzt noch später irgend eine Spur und hörte auch nie mehr etwas von ihr.

In Oswalden hatte sich die Kunde von den Enthüllungen des Staudings wie ein Lauffeuer verbreitet. Es wollten nun alle Leute schon von Anfang an geglaubt und gesagt haben, daß die Marialene unschuldig sei. Jedenfalls war das Mitleid mit der armen Frau nun allgemein und aufrichtig.

A Blümal und a Herz hat unser Herrgott geben.

Die Marialene schritt in dem engen, von hohen Mauern umgebenen Garten der Strafanstalt in K., wohin sie von Innsbruck wieder gebracht worden war, langsam auf und nieder. In ihr früher so pfirsichrundes Antlitz, um die schwellenden Lippen und auf die marmorglatte, reine Stirne hatte das Leid eine Unmenge ganz kleiner Linien und Fältchen gezeichnet. Sie ging nicht mehr so hoch aufgerichtet, sondern etwas gebückt, ihr goldglänzendes Haar erschien durch die vielen silberweißen Fäden gespreizelt. Weit über die Jahre gealtert, hatte sie ihre frühe Jugendlichkeit verloren, aber schön war sie immer noch. Ihre Schönheit hatte aber etwas Leidvolles, Rührendes. Da die Marialene ganz anders war als die übrigen Sträflinge, allen Anordnungen willig gehorchte und sich nie etwas zuschulden kommen ließ, hatte sie die Vergünstigung erhalten, fast den ganzen Tag im Garten zubringen zu dürfen. Dort konnte sie ungestört ihren traurigen Gedanken nachhängen und stille beten.

Früher hatte sie viel geweint; jetzt flossen aber ihre Tränen spärlicher. Sie trug das Leid jetzt äußerlich mit starker Fassung, umso tiefer und grimmiger bohnte es sich in ihre Seele.

Am heutigen Tage aber drängte der Schmerz wieder einmal mit aller Wucht nach außen. Sie lehnte ihren Kopf an die raue Mauer und begann jammervoll zu schlichzen. Da trat von rückwärts eine Aufseherin zu ihr und sagte, sie möge schnell ins Besuchszimmer kommen, es warte jemand auf sie. Rasch wischte sich die unglückliche Frau die Tränen aus dem Gesicht und fragte, wer denn der Besuch sei; doch die Aufseherin konnte oder wollte keine Auskunft erteilen. Zitternd teils vor Spannung, teils vor Schen, eilte die Marialene über den Gang. Die Aufseherin öffnete die Tür des Besuchszimmers, schob die Frau hinein und schloß wieder hinter ihr. Da trat aus einer Fensternische ein Mann hervor. Sie schauten sich beide eine, zwei Sekunden lang an; der Mann tat seine Arme weit auseinander, aber die Marialene schlug beide Hände vor Gesicht und weinte herzbrechend. Da faßte er mit seinen Händen ihre Rechte, zog sie vom Gesicht und drückte auf ihre Hand mehrere Küsse, indem er innig rief:

„Du liebe, arme, gute Marialene!“

„Gotfried mein lieber Mann,“ sagte sie schuchzend, „vergelt dir's der liebe Gott, daß

du ei  
Seele  
Nacht  
er,  
weißt  
Grab  
die g  
wiß n  
zu sch  
brauch  
nur  
hund  
zu di  
Hände  
mich!  
er fest  
da.  
wir fo  
beinak  
strahle  
komme  
die di  
einbek  
walder  
Kanz  
in der  
die Fr  
zu we  
Maria  
sie sch  
mir fa  
getrau  
„D  
„U  
mich  
kann d  
gehabt  
zeihen,  
... ur  
„S  
in die  
Ein bi  
ich ha  
haft m  
der lie  
Sie  
einen  
sie sich  
nebene  
zählte  
Tage;  
unglück  
Meinh

du einmal gekommen bist. Wie eine arme Seele hab ich auf dich gewartet. Tag und Nacht hab ich von dir geträumt.“

„Du mußt mir verzeihen, Marialene,“ bat er, „daß ich ...“

Aber sie fiel ihm ins Wort:

„Zu verzeihen hab ich dir gar nichts. Du weißt ja, was sich schiedt und was recht ist. Grad danken muß ich dir, daß du mir einmal die große Freud gemacht hast. Ich sag's gewiß niemanden, wer du bist, daß du dich nicht zu schämen brauchst wegen mir.“

„Marialene!“ schrie er. „Wegen deiner brauch ich mich nicht zu schämen, sondern einzig nur wegen meiner. Aber ich mach's gut, hundertfach mach ich's gut, daß ich so schlecht zu dir gewesen bin. Ich will dich auf den Händen tragen und dich doppelt lieb haben.“

„Welt, du kommst jetzt öfter? O, das freut mich!“ rief sie.

„Nein, ich komme nie mehr daher,“ sagte er fest, „und auch du bist heute das letztemal da. Draußen wartet schon mein Wagen und wir fahren jetzt zusammen nach Hause.“

„Gottfried, was redest denn da?“ tat sie beinahe erschrockt.

„Heim ... heute noch!“ rief er mit glückstrahlenden Augen; „es ist an den Tag gekommen, daß du unschuldig bist. Diejenigen, die dich verleumdet haben, haben es selber einbekannt. Am Sonntag ist es schon in Dswalden und in der Nachbarschaft auf allen Kanzeln verkündet worden, und heute steht es in den Zeitungen.“

„Jesus, Maria und Josef!“ schrie gellend die Frau, dann begann sie wieder trampfhast zu weinen.

„Freut's dich nicht? Ja, was hast denn, Marialene?“ fragte er.

„O wohl, wohl, es freut mich,“ erwiderte sie schluchzend; „die Freud ist so groß, daß sie mir fast wehe tut. Ich hab mir nicht zu hoffen getraut, daß diese Freud noch einmal kommt.“

„Du arme Marialene!“

„Und du? Du, Gottfried? Kannst du mich noch ein bißchen gern haben?“

„Biel lieber als früher hab ich dich. Ich kann dir gar nicht sagen, was ich für ein Wehe gehabt hab um dich. — Du mußt mir verzeihen, Marialene, daß ich nie gekommen bin ... und dazumal in Innsbruck ...“

„Sei still, sei still, Gottfried!“ fiel sie ihm in die Rede; „ich begreif das alles gut ... Ein bißchen wehe geian hat's mir wohl, aber ich hab dir's nicht für übel gehabt ... Du hast mir so viel Gutes erwiesen. Vergelt dir's der liebe Gott!“

Sie ergriff rasch seine Hand und drückte einen langen Kuß darauf. Dann umarmten sie sich beide, und auch der starke Mann konnte sich der Tränen nicht erwehren. Nachdem sie nebeneinander Platz genommen hatten, erzählte er ausführlich die Ereignisse der letzten Tage; wie der Stauding auf der Alm verunglückt sei und alles einbekannt habe, wie die Meinhart-Traubel spurlos verschwunden sei,

wie das Strafurteil gegen sie, die Marialene, vom Landesgericht umgestoßen wurde und ihr eine glänzende Rechtfertigung zuteil geworden. Auch von der Zigeunerin berichtete er, die so tapfer für sie eingestanden wäre.

Die Marialene hörte mit gefalteten Händen zu. Als er geredet, sagte sie inbrünstig:

„Dant dir, unser lieber Herr! Dant dir, unser lieber Herr! Dant dir, unser lieber Herr! Dant dir, unser lieber Herr! Ich verzeih allen, die mich in das Elend gebracht haben. Es ist eine schwere Prüfung gewesen, aber ich werd's wohl verdient haben.“

„Du, du, du hast's gewiß nicht verdient,“ rief er, „du bist ja rein wie ein Engel.“

„Nicht, nicht,“ wehrte sie, „ich hab den Kopf viel zu hoch getragen und hab nur immer geschaut, wie ich über andere hinauswachsen kann. Da hat mich unser Herr klein gemacht, recht klein. Jetzt will ich klein bleiben und nur unserem Herrn und dir dienen, solange ich leb.“

„Und ich tu alles, daß du noch glücklicher wirst, als du vor dem großen Unglück gewesen bist,“ versprach er; „du sollst wieder rote Wangen und glänzende Augen kriegen.“

„Welt, ich bin alt geworden?“ fragte sie beinahe erschrocken.

„Nein, nein,“ entgegnete er. „Die paar Silberhärchen auf deinem Kopf haben nichts zu bedeuten. Jetzt bist erst mein richtiges Edelweiß. Es ist ein furchtbares Wetter über dich gegangen, und du bist noch schöner und edler geworden. Kannst mir's glauben, daß ich dich jetzt noch lieber hab als früher.“

Sie drückten einander warm die Hand.

Dann sagte er:

„Jetzt mußt dich umkleiden, Marialene. Ich hab dir dein hellblaues Festtagskleid mitgebracht und die goldene Kette. Wir reisen dann gleich nach Hause; dort warten sie alle schon hart auf dich, und es soll hoch hergehen, wenn du kommst ... Richtig, ich soll nichts verraten. Aber soviel darf ich wohl sagen, daß es einen feierlichen Empfang abgibt.“

„Um Gotteswillen nicht,“ rief sie erschrocken. „Ich will ganz still einziehen in das liebe Haus, nach dem ich mich so gesehnt hab. Und die hoffärtige Kleiderpracht leg ich nimmer an.“

„Aber, Marialene, in dem Gewand da kannst doch nicht gehen.“

„Ich leg das schwarze Kleid an, das ich hergebracht hab. Beim Gericht hab ich's angehabt.“

„Nein, nein, nein,“ widersprach er, „in jenem Gewand kann ich dich nicht sehen. Es tät mich ja immer an die schrecklichen Stunden erinnern, die wir durchgemacht haben.“

„In Gottesnamen, dann will ich das hellblaue anziehen, dir zulieb, ganz nur dir zulieb. Du mußt mir dafür etwas anderes versprechen, nämlich, daß wir ganz in der Stille heimkehren, zu einer Zeit, wo uns niemand sieht.“

„Wenn du es so haben willst, natürlich — natürlich! Ich tu jetzt alles, was dein Wunsch ist, mußt mir's nur immer sagen.“

Sie gingen miteinander hinaus und wurden in einen Saal geführt, wo die Vorsteherung des Hauses und ein Herr vom Oberlandesgericht auf sie wartete.

Der Beamte entriegelte ein großes Schreiben und las mit feierlicher Stimme, daß das Oberlandesgericht die unumstößlichsten Beweise von der Unschuld der Marialene erhalten und das Urteil des Schwurgerichts aufgehoben habe. Es spreche auch der unschuldig Verurteilten sein tiefstes Bedauern aus und werde alles veranlassen, daß ihre Ehre wieder vollkommen hergestellt werde. Eine dreimalige Veröffentlichung des ganzen Sachverhaltes in allen Zeitungen sei bereits angeordnet worden, und wenn die Marialene einen Wunsch habe, möge sie ihn äußern. Sie sprach aber kein Wort, sondern saß zusammengekauert da und weinte still in sich hinein. Erst nach einer Weile sagte sie, daß es ihr am liebsten wäre, wenn man von der Sache nicht mehr rede und kein Wesen davon mache. Nachdem der feierliche Akt geschlossen war, wurde sie in ein anderes Zimmer gebracht, wo sie sich umkleiden konnte. Eine Viertelstunde später kam sie in ihrem hellblauen Festtagsgewand daher. Es war ihr viel zu weit, und sie mußte bald lachen, bald weinen, wie sie nicht mehr so recht darin auszuschnreiten vermochte. Ihr Mann versicherte aber, daß es sie wunderbar kleide und daß sie nun wieder ganz die alte Marialene sei.

Am selben Nachmittag schon fuhren die zwei Wiedervereinigten mit dem Eilzug nach Innsbruck, wo sie sich einen Tag aufhielten. Der Daviter telegraphierte nach Hause, daß sie am folgenden Tage heimkommen würden. Diese Nachricht brachte nun Bewegung ins Daviterhaus. Rasch wurden Taggewinde und Kränze gebunden, von der Kirche herab trug man zwei Pöller, der Hirt brachte von der Hochalm einen ungeheuren Buschen Edelweiß, in der Küche wurde gebaden und gebraten, als ob eine Hochzeit bevorstünde. Sollte doch ein festtägliches Mahl stattfinden, zu dem der Better Thaddes schon die nächsten Freunde und Nachbarn eingeladen hatte. In den ersten Nachmittagsstunden des andern Tages waren die Vorbereitungen vollendet. Ueber dem Gartentor stand eine Triumphpforte, um die Haustür und den Söller entlang zogen sich schöne Blättergirlanden, die hin und hin mit Edelweiß bestückt waren, auf dem Dachgiebel flatterten zwei Fahnen und hinter dem Haus im Birkenwäldchen stieg ein blauer Rauch kerzengerad in die Höhe. Dort hatten die Knechte ein Feuerlein gemacht, an dem sie die Pöllerlunte anglühten. Der alte Thaddes ging wie ein Feldherr im Hofe aus und ein, musternd, ob seine Anordnungen pünktlich durchgeführt würden. Er trug seinen ganzen Festtagsstaat und schien heute wieder jung geworden zu sein, so blühend schaute er aus. Zum Teil mochte das wohl davon herkommen, daß er ab und zu ein Schnäpschen hinter die Binde goß, um sich bei Stimmung zu erhalten. Auch Biesl, der Ribiz, steckte schon seit Mittag in einem reichbedänder-

ten, geschmacklos aufgepußten Feiertagskleid, schnabelte zornig bald nach links, bald nach rechts, wenn sie von den Knechten genickt wurde, und befand sich in einer fiebernden Unruhe. Wegen drei Uhr nachmittags war schon eine ziemliche Menge Leute in und vor dem Daviterhause. Aber die Erwarteten kamen um vier Uhr, um fünf Uhr, um sechs Uhr, um sieben Uhr nicht. Als die Abendglocke den „Engel des Herrn“ läutete, war es schon ganz dunkel, und die meisten Leute gingen nach Hause, indem sie sagten, heute komme niemand mehr; wahrscheinlich sei ein Hindernis dazwischen gekommen oder das Telegramm sei falsch abgeschrieben worden. Um halb neun Uhr sahen die Daviter Hausleute enttäuscht und verdrossen bei ihrer Abendmahlzeit, beteten ziemlich schnell den Rosenkranz und legten sich dann zur Ruhe.

Es mochte zirka halb elf Uhr sein, da rollte ein Wägelchen durchs Dorf, bog rechts hinaus und hielt vor dem Daviterhose. Ein Mann stieg aus der Kutsche und half einer Frau herunter, dann betrachteten beide im Schein der Laterne den festlichen Haus schmuck und flüsternten leise. Plötzlich ging droben im Scheiteltämmerchen ein Fenster auf und die Stimme des Better Thaddes schrie:

„Alle guten Geister! Seid ihr's wirklich, Gottfried? Ist das eine Zeit zum Heimkommen?“

„Ist das eine Anstalt und ein Empfang?“ sagte lachend der Daviter, „wo ihr doch bestimmt wißt, daß wir kommen!“

Droben schlug das Fenster wieder zu, und es wurde an mehreren Fenstern Licht. Bevor noch der alte Thaddes zur Stelle war, kam schon der Hausknecht mit einer großen Laterne zur Tür heraus, leuchtete den beiden ins Gesicht und rief:

„Von drei Uhr nachmittags bis halb neun Uhr haben wir gewartet; aber es ist ganz gleich, weil ihr grad da seid! Grüß dich Gott, Marialene, und laß dir's wieder gefallen bei uns.“

Er drückte der Frau herzlich die Hand, dann auch dem Manne und führte sie in die Stube, wo er die Lampe anzündete. Eine Minute später rumpelte schon der alte Thaddes zur Tür herein, griff mit beiden Händen nach Marialenes Rechten und sagte mit Tränen in den Augen:

„Grüß dich Gott! Grüß dich Gott! Es ist keine Lug, wenn ich sag, daß dies die größte Freud in meinem Leben ist, und jetzt bitt ich unsern Herrn, daß er mich grad noch ein paar Fährlein da sein läßt. Nur ein paar Stunden früher hätte's kommen sollen, dann hättest sehen können, wie dich alles gern hat.“

Das konnte die Marialene aber auch so sehen. Alle Hausbewohner standen noch auf und kamen voll Teilnahme daher, alle drückten ihr heiß die Hand und wollten sie nicht mehr austaffen, alle sprachen freundliche, gute Worte zu ihr, und vielen rannen die Tränen über die Wangen. Zu allerletzt erschien die Biesl, denn

sie ha  
sie de  
laut  
terte

hab

—

femm

du m

daß i

gierig

aber

hab i

fann

huhul

du m

heb i

mehr

Kohe,

auch

wer f

— w

Aber

huhu

„G

Wesen

hab a

gar n

es frü

St

und k

Nachd

Better

stellen

auf d

mußte

gehär

dem S

empfa

ten si

jedes

Stall

daß e

Und f

chen i

schon

der B

begebe

den S

— M

redete

„D

ganz

und h

zu sta

„S

andere

und h

Sie ha

„D

verneh

wie si

alt ist

älter.“

sie hatte noch ihren Fuß anlegen müssen. Als sie die Marialene ansichtig wurde, begann sie laut zu weinen, und dann schluchzte und schnaterte sie durcheinander:

„Marialene, Bäuerin, Marialene! Gest, ich hab's gesagt, daß du unschuldig bist — huhuhu — und jetzt sind sie auf mein Wort darauf gekommen, die verrückten Brillenherrn! — Und du mußt mir halt alles verzeihen — huhuhu — daß ich dazumal gelöst hab. Ich bin nicht neugierig, und das Losen ist nicht mein Brauch; aber wenn zwei in einer Kammer still reden, hab ich immer eine Anfechtung — der Mensch kann nicht helfen, wenn er einmal so ist — huhuhu — aber ich bin gewiß nicht neugierig, und losen tu ich mein Lebtag nimmer, du magst jetzt reden so laut als du willst, lieber heb ich mir Mund und Nase zu, daß ich nichts mehr höre. — Die Traudl, die Schlange, die Kogge, hat alles falsch ausgelegt, und ich hab ihr auch meine Meinung gesagt vor allen Leuten, wer sie ist. Jetzt hat sie der Schwarze geholt — wenn er sie nur nicht mehr verliert! . . . Aber gest, verzeihen tußt mir wohl? Huhuhu . . .“

„Ach, Liesl, sei still und mach kein solches Wesen“, sagte die Marialene freundlich, „ich hab allen Leuten verziehen, und dir brauch ich gar nichts zu verzeihen; es soll alles sein, wie es früher gewesen ist.“

Sie reichte dem Ribizmädchen die Hand und hielt eine Zeitlang dessen Rechte fest. — Nachdem die Begrüßung vorüber war, ließ der Better Thaddes noch einen Wein auf den Tisch stellen — er tat es einmal nicht anders — trank auf die Gesundheit der Marialene, und alle mußten ihr zutrinken. Daß die Frau recht abgehärmt aussah und viele weiße Haare auf dem Kopf hatte, war ihnen nicht entgangen; sie empfanden das tiefste Mitleid mit ihr und suchten sie auf alle Weise aufzuheitern, indem jedes etwas erzählte von Haus und Feld und Stall und Nachbarschaft, wie sie glaubten, daß es der Marialene angenehm sein könnte. Und sie rückten immer enger um sie und sprachen immer eifriger in sie hinein, obwohl es schon über Mitternacht ging. Da mahnte aber der Bauer, es sei Zeit, daß man sich zur Ruhe begeben; die Marialene sei ermüdet und brauche den Schlaf. Morgen wär auch noch ein Tag. — Als die Mägde in ihrer Kammer waren, redeten sie noch lange von der Frau.

„Du“, sagte eine, „die Marialene tut mir ganz verschmachen; sie schaut erbärmlich aus und hüftelt verdächtig. Wenn's ihr nur nicht zu stark gewesen ist!“

„Sie ist nicht mehr zu kennen“, sprach eine andere, „früher war sie immer lustig und frisch, und heute sah sie da wie ein Häuslein Elend. Sie hat öfter geweint als gelacht.“

„Das ist kein Wunder“, ließ sich eine dritte vernehmen; „wenn du so viel durchgemacht hast wie sie, bringst auch keinen Humor auf. Aber alt ist sie geworden, mindestens zwanzig Jahr älter.“

„Da sagst zu viel“, widersprach die erste; „nur weiße Haare hat sie bekommen, aber im Gesicht ist sie noch ganz jung. Wenn's mit der Gesundheit nicht hapert, kommt sie schon wieder zum Zeug. Ich möcht ihr gern meine halbe Kraft geben, der armen Haut.“

„Ich auch, ich auch; mir tut sie soviel erbarmen.“

„Wir müssen ihr grad alleweil das Gute und Schöne vorreden, daß sie die bitteren Sachen vergißt.“

„Wär schon recht; aber außer dem Hause wird sie viel unebene Reden hören müssen. Die Leute sind grob und unvernünftig.“

Da sollte sich aber die Magd täuschen.

In ganz Oswalden brachte man der Marialene nur Mitleid und Wohlwollen entgegen. Alle taten ihr schön, und sie hörte nicht ein einzigesmal ein unebenes Wörtlein. So auf allen Seite von Liebe umgeben war sie, daß sie einmal zu ihrem Manne sagte, es dünke ihr grad, als ob sie sich schon halb im Himmel befände.

Einiges Merkwürdige aber fiel den Oswaldern im Laufe der Zeit an der Heimgekehrten auf. Trozdem der Daviter seiner Frau alles Gute zukommen ließ, wurde ihr Aussehen nicht besser. Sie blieb abgehärmt und triegte keine rechte Farbe. Auch trug sie nie mehr etwas Farbigen oder Glänzenden an ihrem Körper. Ihre früheren pruntdenden Kleider schenkte sie zum größten Teil den Mägden, worüber besonders die Liesl entzückt war und die Marialene über alle Sterne erhob. Sie selbst trug bloß mehr einfache, dunkle oder ganz schwarze Kleider. Außer der Kirche sah man sie nie oder selten in der Doffentlichkeit. In der Kirche betrat sie nie mehr den Familienstuhl, der ganz vorn und den Blicken der Leute ausgesetzt war, sondern sie drückte sich immer in eine der hintersten Bänke, wo die armen Leute saßen.

Wenn die Männer untereinander redeten, sie wäre nicht mehr die halbe Marialene von früher, so widersprachen dem heftig die Armen, indem sie erklärten, sie wäre jetzt doppelt die Marialene; gut sei sie früher auch gewesen, aber jetzt sei sie doppelt und dreifach gut. Für ihre Leute daheim sorgte sie wie eine Mutter, und besonders dem Manne las sie jeden Wunsch aus den Augen. Obwohl sie immer etwas fränklich war, klagte sie nie mit einer Silbe und opferte sich nur für die anderen. Eines Tages sagte der Gatte zu ihr:

„Marialene, mir kommt grad vor, als wärst du ein Edelweiß vom Himmel, das mir der liebe Herrgott geben hat. Jetzt weiß ich erst, was ich an dir hab.“

„Und du bist so engelsaut mit mir“, erwiderte sie, daß ich nicht weiß, wie ich unserm Herrn für dich danken soll. Ich bet immer, er soll mir helfen, dich so glücklich zu machen, wie du mich.“

„Wenn du grad ganz gesund wärest, Marialene! Du tußt immer ein bißchen hüfteln.“

„Das hat nichts zu bedeuten. In der . . . in 2. hab ich ein Jahr lang in einem feuchten Zimmer sein müssen, und da hab ich mir eine Verschleimung zugezogen. Jetzt löst sich's aber schon.“

Es verging ein Jahr. Und just am Schutzengelssonntag fiel beim Daviter ein Englein in die Wiege, das noch am selben Tage auf den Namen Gottfried getauft wurde. Es war ein bildschönes Geschöpfchen, und die Hebamme erklärte, ihres Denkens sei zu Oswalden nie ein schöneres Kind in der Wiege gelegen. Natürlich hatte die Marialene eine Unendsfreude, und fast eine größere noch der Daviter. Als das Kind erst ein paar Wochen alt war, ließ es die Mutter nicht mehr in der Wiege, sondern trug es fest immer auf den Armen herum, herzte es und sang ihm ganz leise ein Liedchen nach dem andern in die Ohren. Vor fremden Leuten verbarg sie es beinahe änoftlich, und wenn jemand das Kind lobte, daß es gar so ein schönes sei, war es der Marialene fast unangenehm; sie sagte dann jedesmal: „Ja, ja, ja, Gott behüt's! Die Hauptsache ist, daß es recht ein gutes wird!“

Wiederum verging ein Jahr, da stand beim Daviter ein zweites Bublein ein. Diesmal rückte der Better Thaddes in seinem ganzen prangenden Festtagsstaat aus und trug das Kind auf seinen alten Armen zur Taufe, ließ ihm auch den Namen Thaddäus geben, damit dieser auf dem Hofe nicht aussterbe. Die Dienstboten und Nachbarsfrauen aber erzählten, das Thaddes sei noch viel schöner als das Gottfriedl. Nun teilte die Marialene ihr Herz zwischen den zwei Knäblein, aber keines kam deswegen zu kurz, beiden gehörte das ganze Herz.

Der Daviter schwelgte förmlich im Glück; oft blieb er jetzt halbe Tage lang von der Arbeit weg, nur um bei der Marialene und bei den Kindern sein zu können.

Doch bald fiel in das honig süße Glück ein schwerer, bitterer Vermutstropfen. Der Husten der Marialene hatte schon im vergangenen Jahre zugenommen. Nun mußte sie oft die halbe Nacht forthusten, und sie hatte große Schwächeanfalle. Von Sorgen gequält, rannte der Daviter von einem Doktor zum andern. Zuletzt holte er einen Arzt aus der Stadt. Dieser empfahl der Frau, sie solle viel Bewegung in der Sonne machen, gut essen und trinken, verschrieb ihr auch eine Mixtur und erklärte im übrigen, daß nichts Bedenkliches vorliege. Die Marialene aber wurde von Tag zu Tag hin-fälliger. Eines Abends spuckte sie Blut aus. Sie erschrak darüber nicht wenig, verbarg es aber vor ihrem Manne, damit er sich nicht ängstige. Wer näher zusah, konnte jetzt eine eigenartige Schönheit an der Frau entdecken. Ihre feingeschnittenen Züge wurden fast durchsichtig, auf den blassen Wangen glühten zwei blührote Röstein, und wenn sie den Mann oder die Kinder innig anblickte, lag in ihren Augen ein wunderbarer Glanz. Es kam der Winter, und die Marialene schien sich etwas zu erholen. Aber nach Lichtmessen trat der Husten stärker

auf denn je, und das Blutspucken kam öfter; sie verheimlichte es immer noch. Manchmal wurde sie von einer großen Traurigkeit befallen, so daß sie grad aufweinen hätte mögen; doch sie weinte nicht, und wenn sie ihren Mann kommen hörte, tat sie frohsinnig und zeigte ihm die heiterste Miene. Auch sonst wandte sie in dieser Zeit ihrem Manne und den Kindern so viel Zärtlichkeit und Güte zu, als ob sie ihre Liebe verdoppeln wollte. Lange hielt aber ihre Kraft nicht mehr an; eines Tages zu Anfang März erlitt sie einen schweren Blutsturz. Man holte schnell den Pfarrer, der die äußerste Gefahr erblickte und der Kranken sogleich die heiligen Sterbesakramente spendete. Die eilends herbeigerufenen Aerzte gaben wenig Hoffnung, aber der Daviter wollte es nicht glauben, daß es mit der Marialene so schlimm stehe. Tag und Nacht fast ununterbrochen saß er an ihrem Bett, schaute sie freundlich an oder sprach leise aufmunternde Worte zu ihr. Sie lächelte ihm heiter zu wie immer. Oft mußte er ihr eines von den beiden Kindern reichen, daß sie es lieblosen konnte. Und da stand wohl ab und zu eine Träne in ihren Augen. Einmal war sie recht schwach. Sie warf einen ängstlichen Blick auf ihren Mann und flüsterete:

„Gelt, Gottfried, du hast mir's nicht arg für übel, wenn ich fortgehen muß von dir und den Kindern?“

„Um Gotteswillen, wo willst denn hingehen, Marialene?“ fragte er bestürzt.

„Zu unserm Herrn“, leuchtete sie; „ich bin doch für nichts mehr auf der Welt. . . . Das Sterben kam mir auch nicht schwer an, wenn nicht du und die Kinder mir soviel erbarmen täten.“

„Marialene, nein, nein, nein!“ stürmte er, „ich laß dich nicht fort! Du darfst nicht sterben!“

„Wie Gott will!“ seufzte sie, und dann lächelte sie wieder.

Aber das Verhängnis ließ sich nicht mehr aufhalten. Es kam ein neuer Blutsturz, und nach zwei Tagen schlief Marialene unter dem Beistand des Pfarrers sanft hinüber. Ihr letzter Blick war auf die Kinder, und dann rührend bittend auf den Mann gerichtet.

Den Daviter traf der Schlag so furchtbar, daß er selber krank wurde und zwei Tage das Bett hüten mußte. So betäubt und zerschlagen war er selbst dazumal nicht gewesen, als die Gattin vom Schwurgericht verurteilt worden war.

Offen aufgebahrt und schön lag die Marialene auf dem Leichenbett, rund um sie herum zog sich ein Kranz von gepreßtem Edelweiß. Die Leute beteten: „Herr, gib ihr die ewige Ruhel“ und wenn sie fortgingen, sagten sie, das Edelweiß passe zum Edelweiß.

Als die Marialene am dritten Morgen zu Grabe getragen wurde, gingen so viele Menschen mit der Leiche, wie man in Oswalden noch nie gesehen hatte. Und unter all den Hunderten und Hunderten blieb buchstäblich kein Auge trocken. Am ärgsten weinte Diesl, der Ribib. Sie tat ganz unsinnig und heute

förmlich; wenn ihr die leibliche Mutter gestorben wäre, hätte sie nicht ärger tun können. Der Daviter wurde neben dem Grabe vom Fieber geschüttelt, und er mußte sich mehrmals an dem Better Thaddes halten, daß er nicht umfiel. Es kam ihm gerade vor, als ob sich die ganze Welt mit ihm drehe und ihn in einen finsternen Strudel hinabziehe. Die Tränen brannten wie Feuer auf seinen Wangen.

Dreiundzwanzig Jahre gingen ins Land. Auf dem Grabe der Marialene stand ein kunstvolles Kreuz mit einem Bild des Auferstandenen an der Spitze, das schon viermal erneuert worden war. Und zu diesem Kreuz pilgerte nun schon dreiundzwanzig Jahre Tag für Tag, Winter und Sommer, Werktag und Sonntag, ohne Ausnahme, ein Mann, der jedesmal etwa fünf Vaterunser lang betete, dann ein Kreuzzeichen über das Grab machte und leise sprach: „Der Herr geb dir die ewige Ruhe — behüt dich Gott!“ — Das war der Daviter. Er hatte nicht mehr geheiratet, ja nicht einmal den Gedanken daran erwogen. Schon der bloße Gedank an eine neue Heirat wäre ihm wie eine Untreue an der Marialene vorgekommen. Sein Hochzeitsgewand hatte er ein einziges Mal getragen, und es ruhte seit dreißig Jahren zu unterst in einem Kasten; aber nun mußte er es doch hervorholen und noch einmal anlegen.

Das Daviterhaus beging nämlich ein großes Fest. Am St. Peter- und Paulstag war Gottfried, der ältere Davitersohn, als neugeweihter Priester von der Bischofsstadt nach Hause gekommen, und am zweiten Sonntag im Juli fand die geistliche Hochzeit, das heißt die feierliche Primiz, statt. — Ein sonnengoldener, himmelblauer Morgen lag über dem Thal, wie ein goldgefähter Smaragdfranz saßen die Almen auf den dunkelhaarigen Waldbergen, und über ihre Schultern lugten die schimmernden Kristallkuppen der Ferner; das ganze Dorf Oswalden war voll Tannen- und Blumenduft, die Häuser standen im bunten Schmucke da, und die langen Fahnen wiegten leise und feierlich vor den Häusern hin und her. Um acht Uhr ging der festliche Zug mitten durch eine wogende, unübersehbare Menschenmenge vom Widum zur Kirche. Die Glocken jubelten im vollen Chor hinaus ins Land, das Echo der Pöllerfalten trug den Jubel hinauf bis zu den höchsten Föchern, die hellen Klänge der Musik schmetterten ihn über die Felder und Wiesen. Unter dem Traghimmel schritt in funkelndem Ornat der Primiziant. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet, und die älteren Leute stüsterten sich zu: „Aber so ähnlich der Marialene! Sein Gesicht ist gerissen von der Marialene!“ Hinter dem Himmel ging an Seite des jüngeren Sohnes der Daviter. Seine Wangen glühten heute voll stillniger Freude, und er trug das Haupt tief gesenkt, weil er fürchtete, die Rührung könnte ihn überwältigen. Als sie über den Friedhof schritten, stieß ihn der Sohn Thaddes leise an und deutete mit dem Kopfe

nach dem Grabe der Mutter, Marialenes Grab war heute ganz mit einem Teppich von schönem, frischem Edelweiß überdeckt, rund herum brannten zwölf Kerzen, und mitten im Edelweißbeet drinnen glühte in einer roten Glasgugel ein Lichtchen. Das Ganze sah aus wie ein flammendes Herz im Schnee. Den wunder-vollen Schmuck hatte Liesl, der Ribitz, hergestellt. Ihre spitze Nase guckte auch hinter dem Grabkreuz hervor. Wie der Daviter hinblatte,



Ludwig Richter

schossen ihm die Tränen in die Augen. Vor dem Kirchenportale mußte der Zug halten und zwei weißgekleidete Mädchen trugen mit quersfrischer, weithin hörbarer Stimme den Vers vor:

Priester des Höchsten, dich würdig zu preisen,  
Fehlen mir Worte und jaget das Herz;  
Staunend nur kann ich zum Himmel dich weisen,  
Der nur begreift es, erkennt es, erklärt.

Nimm jetzt die herzlichsten Wünsche der Deinen,  
Nimm sie mit Freude und Wohlwollen hin;  
Mögen sie einfach und kurz dir auch scheinen,  
Zeugen sie doch von tief liebendem Sinn.

Dier steht der Vater: Mit stillen Entzücken  
Schaut er als Priester heut seinen Sohn;  
wünnte ihn etwas wohl mehr noch beglücken?  
Gibt's hier für ihn einen höheren Lohn?

Ist auch die Mutter schon lange geschieden,  
Sieht auch das menschliche Aug' sie nicht mehr,  
Schwebt sie doch heute in himmlischem Frieden

Dort von den Selten der Seligen her,  
Schauet das Glück des ihr teuren Sohnes,  
Wetet in Ehrfurcht den Ewigen an,  
Grüßet ihr priesterlich sind süßliebenden Tones,  
Schwebet dann wieder zum Himmel hinan...

Weiter vernahm der Daviter nichts mehr.  
Er mußte so weinen, daß es seinen Körper  
fürmlich schüttelte. Bei der Predigt und beim  
feierlichen Primizamt schmolz ihm beinahe das  
Herz vor Wonne und Rührung. Es dünkte  
ihn, als ob er schon im Himmel sei, und die  
Marialene wäre neben ihm — er fühlte fürmlich  
ihre Gegenwart. An der festlichen Primiz-  
tafel sprach der Prediger einen schönen Trinit-  
spruch, worin er unter anderem sagte, die  
Mutter des Primizianten habe den Namen  
„Edelweiß“ getragen; der Primiziant selber  
sei auch ein Edelweiß, eine Höhenblume im  
Garten des Herrn, eine reine, den Stürmen  
Troß bietende, starke, vornehme Blume. —  
Als der priesterliche Sohn mit dem Vater an-  
stieß, ihm dabei tief in die Augen schaute und  
für alles leise dankte, glaubte dieser wiederum  
den Blick der Marialene zu sehen und ihre  
Stimme zu hören. Soviel gemeint wie an  
diesem Tage hatte der Daviter nie — und  
doch war es der schönste Tag seines Lebens.

Vorliegende Erzählung wurde mit gütiger Er-  
laubnis der Verlagsanstalt Tyrolia in Innsbruck dem  
Tiroler Kalender 1921 entnommen.

Der Name Reimnichl hat im katholischen Volke  
schon längst einen hellen Klang. Seine Erzählungen  
finden immer noch den Weg in viel Tausende von  
Familien in Hütte und Palast, in Dorf und Stadt

und stiften reichen Segen, hindern, wo sie gerne ge-  
lesen werden, vor Niederbruch von Glaube und Sitte,  
wirken mächtig aufbauend für ein edles christliches  
Familien- und Volksleben und veredeln viel reine  
Freude und Besterheit, tragen Liebe und Friede in  
die Herzen ihrer Leser.

Reimnichls Bücher haben bereits eine  
stattliche Zahl erreicht, immer erfindet er wieder etwas  
ganz Neues, seine Geschichten sind bunt und abwechs-  
lungsreich wie das Leben selbst. Und wie das Leben  
sind sie bald tief traurig und dann wieder voll Lieber-  
mut. Sie sind wie ein Bergbach, bald springt er  
fest und sonnenglänzig über den Fels herunter und  
läuft dann wieder ganz sitfam durch einen dunkeln  
Bald. Immer ist er hell und klar, daß man bis auf  
den Grund sehen kann.

Eine seiner Hauptarbeiten ist seit drei Jahren der  
„Reimnichl-Kalender“ geworden. Fast das  
ganze Jahr sammelt und schreibt er dafür. Für das  
Kalendarium werden mit unendlicher Mühe die alten  
Bekanntnisse und Volksgebräuche zusammengelesen, den  
anderen Text schreibt er fast allein, ganz im alten  
Tirolergeist und so wie es die guten Tiroler Bauern  
heute noch gerne haben. Der Kalender hat „einges-  
chlagen“. Jedes Jahr wird die Auflage um viele  
Tausende vergrößert, und jedes Jahr ist sie mit un-  
heimlicher Schnelligkeit ausverkauft. Die schönsten  
Bilder sind dem Reimnichl gerade gut genug für  
seinen Kalender. Sein Freund Nachschöner muß sich  
das feinste Titelblatt ausdenken und malen. Die zwei  
passen trefflich zusammen. Beide haben die große  
Jungheit und heimliche Sympathie, die tiefe Liebe  
zum Volk und die eigene Anbruchslosigkeit.

Folgende Reimnichl-Bücher, die alle  
durch den Verlag des St. Konradstiftes (Badenia,  
Nöblich, Tyrolia) zu beziehen sind, sind bis jetzt er-  
schienen: „Apengehähen, Geschichten aus den Bergen.“  
(134 S.) „Vergißwaben, Geschichten“ (12.—17. Id.,  
208 S.). „Aus den Tiroler Bergen, lustige und leidige  
Geschichten“ (18.—22. Id., 114 S.). „Das Geheimnis  
der Waldhofslerin, Erzählung.“ (236 S.). „Das Heim-  
wehe, Erzählung mit Bildern von Rolf Winkler“ (1.  
bis 10. Id., 268 S.). „Das Mädchen von St. Veit,  
Erzählung.“ (416 S.). „Der Westföhnhans, Erzäh-  
lung.“ (180 S.). „Die Gloden von Hochwald, Erzäh-  
lung.“ (111.—13. Id., 236 S.). „Die schwarze Frau,  
Erzählung aus dem Tiroler Freiheitskrieg.“ (6.—11.  
Id., 208 S.). „Die Tochter des Landstiehrs, Erzäh-  
lung.“ (378 S.). „Im Tirol drinn, Neue Geschichten  
aus den Bergen.“ (6.—15. Id., 264 S.). „Stille und  
laute Wasser, Geschichten aus den Bergen.“ (102 S.).  
„Reichnadi in Tirol. Ein Volksbüchlein mit Bildern von  
Rolf Winkler.“ (10.—15. Id., 166 S.).

## Zehn Leitsätze.

1. Stehe früh auf, geh früh schlafen und fülle deinen Tag mit nützlicher Arbeit aus.
2. Mäßigkeit und Einfachheit sind das sicherste Lebenselixir.
3. Frische Luft und Sonnenschein sind für die Gesundheit so unentbehrlich wie Wasser und Brot.
4. Ein sauberes, heiteres Haus macht ein glückliches Heim.
5. Waschen und Baden sind für den menschlichen Körper, was das Putzen und Fegen für die Maschine; gutgehaltene Maschinen arbeiten doppelt solange.
6. Kleide dich vernünftig, d. h. so, daß deine Bewegungsfreiheit nicht behindert wird und daß die Unbilden der Witterung dir nichts anhaben können.
7. Wonne dir genug Schlaf, denn er erseht, was vom Körper im wachen Zustand abgenutzt wird; hüte dich vor zuviel Schlaf, denn er schwächt und verweichlicht.
8. Vergnügen, maßvoll genossen, erfrischt und beleben den Menschen; im Uebermaß genossen reiben sie ihn auf.
9. Ein frohes Wesen gibt Lebenslust, und diese bedeutet Gesundheit und Jugendlichkeit. Traurigkeit dagegen beschleunigt das Altern. Darum hänge nicht der Sorge, noch dem Kummer nach.
10. Wenn du durch Kopfarbeit deinen Lebensunterhalt verdienst, leide nicht, daß deine Arme und Beine steif werden. Erwirbst du ihn durch körperliche Arbeit, Sorge, daß dein Geist nicht vertrocknet.

# ★ Abendsegen ★

Der Tag mit seinem Lichte,  
 Fleucht hin und wird zu nichts;  
 Die Nacht kommt angegangen,  
 Mit Ruhe zu umfassen  
 Den matten Erdenkreis.

Der Tag, der ist geendet,  
 Mein Herz zu dir sich wendet,  
 Der Tag und Nacht geschaffen  
 Zu wachen und zu schlafen;  
 Will singen deinen Preis.

Erhöre, Herr, mein Beten  
 Und laß mein Uebertreten  
 Zur Rechten und zur Linken  
 In's Meeres Tiefe sinken  
 Und ewig untergehn.



Ludwig Richter



Laß aber, laß hergegen  
 Sich deine Engel legen  
 Um mich mit ihren Waffen;  
 Mit dir will ich entschlafen,  
 Mit dir auch auferstehn.

Ich lieg hier oder stehe,  
 Ich sitz auch oder gehe,  
 So bleib ich dir ergeben  
 Und du bist auch mein Leben,  
 Das ist ein wahres Wort.

Was ich beginn und mache,  
 Ich schlaf ein oder wache,  
 Wohn ich als wie im Schlosse  
 In deinem Arm und Schosse,  
 Bin selig hier und dort.

# Die Glocke von Waldkirch.

Eine Legende aus dem Schwarzwald von Wilhelm Fladt.

**I**m Kirchturm des St. Margaretenstifts zu Waldkirch hing eine wunderbare Glocke, die hieß Margarete. Wie es einer Stiftsglocke geziemt, war sie gar fromm, aber auch gar klug, denn sie wußte immer zur rechten Zeit mit den rechten Leuten zu reden.

Wenn sorgend der Bauer im Frührot in die Fluren schritt, dann sang ihm drüben vom Berghang her die Stiftsglocke ihr frommes Lied:

Margareta heiß ich.  
Gott im Himmel preis ich.  
Alle frommen Wünsche weiß ich.  
Kyrie eleyson!

Und wenn des Mittags helles Licht in den Kreis der Mönche vor dem Hochaltar goldene Kreise spann, dann klang durch die dumpfen Wellen ihres Sorengebetes der Glocke sieggemute Stimme:

Margareta heiß ich.  
Gott im Himmel preis ich.  
Mit Segen euch umkreis ich.  
Kyrie eleyson!

Wenn aber eine leichtfertige Taldirne im Abenddämmern unterm Hollunderbusch stand und mit fieberndem Aug' ins Tal hinausschaute, dann sang auf einmal mahnend die Stiftsglocke:

Margareta heiß ich.  
Gott im Himmel preis ich.  
Alle Sünde weiß ich.  
Kyrie eleyson!

Sie kannten alle die Seele dieser wunderbaren Glocke und liebten sie und haßten sie darum.

Zog vom Rheine her ein dräuend Wetter gegen den Kandel, dann sah es die Stiftsglocke und hub zu beten an:

Margareta heiß ich.  
Gott im Himmel preis ich.  
Alle Ungewitter zerreiß ich.  
Kyrie eleyson!

Und einmal in einer finsternen Neumondnacht, da hatte, von unsichtbaren Händen gezogen, die Glocke gar wunderbar zu klingen begonnen:

Margareta heiß ich.  
Gott im Himmel preis ich.  
Alle bösen Mächte verweis ich.  
Kyrie eleyson!

Und das war so:

Als Gott Vater die Erde geschaffen, da türnte er über einem lieblichen Tal einen ragenden Berg, den die Menschen Kandel

hießen. Am Fuße dieses Berges siedelten sich fleißige Bauern und fromme Mönche und machten die Felder urbar, durch die der Elzbach belebende Wasser trieb.

In des Kandels weitem Berggewölbe war ein gewaltiger See geborgen, ein See voll tosender Wasser und dräuender Gier, den aber ein mächtiger Fels verschloß. Und auf diesem Felsen saß Tag und Nacht ein hütender Engel, hütend, daß niemand mit frevelnder Hand an dem Felsen grabe und bohre und so das Tosen der ungezwungenen Wasser freimache, Schrecken und Unheil ins arglose Tal zu wälzen.

Wohl hatte des Teufels List da und dort im weiten Berggrund gleichendes Gold und blinkendes Silber in Wald und Felsen geborgen, daß der Menschen Gier es locke. Allein des Engels unsichtbare Hand führte die Sucher stets ferne Bahnen, weitab vom dräuenden Felsen, daß niemand dort grabe, die Siedelung des frommen Tales giergeblendet zu gefährden.

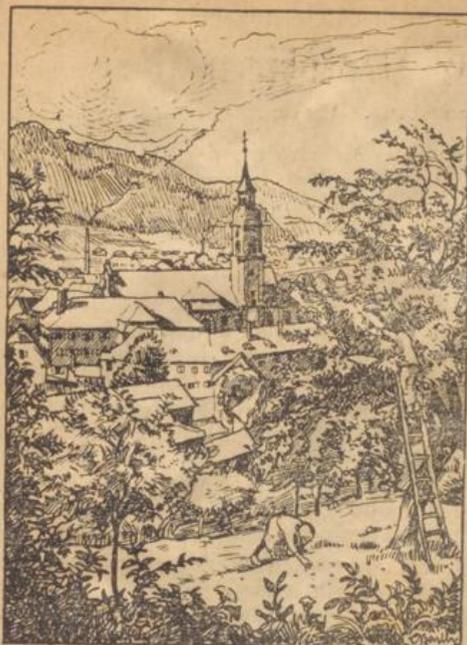
Nur in den Neumondnächten war dem Teufel Gewalt gegeben. Da wachte nicht der hütende Gottesengel; da sah im blauen Dämonslicht der Teufelsfürst Beelzebub auf dem zackigen Felsensturz und spann seines Lockens Zaubermächte hinunter in Hüften und Herzen.

Eine sturm wilde Neumondnacht war es nun einmal, da sah wieder Beelzebub auf seinem Fesenthron. Die Hexen alle aus Tal und Höhe der Gegend waren auf gesalbtem Besensstiel durch die Mitternacht geritten und führten nun mit Höllengeistern und Satansknechten zu Ehren ihres Meisters rings um den Kandelfelsen herum einen wüsten Tanz auf. Die tausend tollsten Teufel spielten dazu auf tausend grauenklingenden Höllenorkeln wilde Wutweisen, daß es schaurig durch die sturmfrachenden Tannen tobte, und ein Chor von Teufelsdämonen sang dazu brausend und gellend den tobendsten Höllenchor.

„Hallo!“ schrie da mit freischender Wederstimme die Oberhexe in das Loben, „Meister Beelzebub, heut dir zu Ehren das herenhöchste Satansfest!“ und holte mit Grinsen aus dem Besenbusch ihres Hexenbesens ein gläsernes Beil hervor.



„D  
ander  
schwe  
gläser  
Gesid  
Es  
Elza  
in ei  
aus  
aber  
Berg  
fresse  
„Z  
Werk  
die S  
schwa  
wühl  
braun  
Hexen  
Felsen  
geschü  
Berge  
Da  
zu t  
Höll  
stumm  
inneh  
Beten  
läutet  
hinan



Waldkirch im Elztal

„Hallo! Hussabei!“ schrien tobend die andern Hexen, taten das Gleiche und schlangen alle im wirbelnden Reigen gläserne Beile um ihre haßzerrwühlten Gesichter.

Es ging eine geheimnisvolle Sage im Elztal, daß man nur mit gläsernen Beilen in einer Neumondnacht den Kandelstein aus dem Waldgrund brechen könne, daß aber dann die Wasser des verschlossenen Bergsees tobend ins Tal brächen, Leute fressend und Fluren.

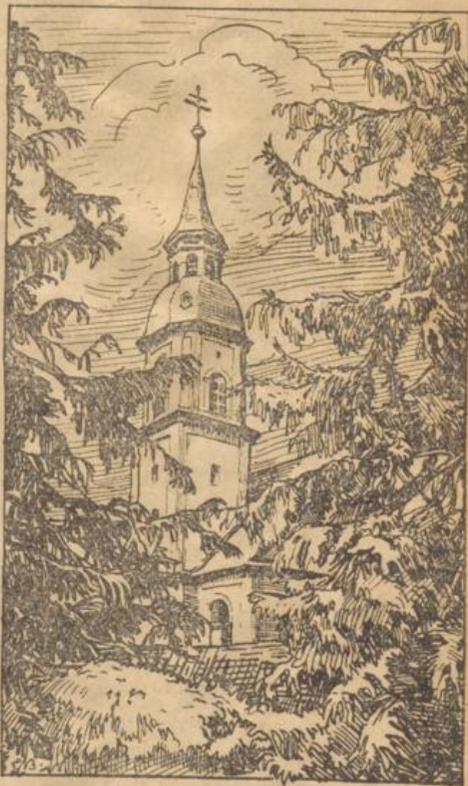
„In aller Teufel Namen denn ans Werk! Hallo! Hussabei! Hollaho!“ tobte die Hexenmeute und eiferte der Höllenschwarm, und die Glasbeile hackten und wühlten emsig um den Felsen herum im braunen Berggrund. Schon hatten die Hexen auf der Talseite den massigen Felsen fast aus dem Boden herausgeschürft und schon hörte man drinnen im Berge die Wasser brodeln.

Da hub es auf einmal vom Tal herauf zu klingen an, daß aufhorchend die Höllenorgel und der Teufelsfang verstummte und die Hexen in ihrer Arbeit innehielten. Der Stütsglocke angstvoll Beten. Von unsichtbarer Hand gezogen läutete sie in die sturndurchwühlte Nacht hinaus und deutlich klang ihre Stimme:

Margareta heiß ich,  
Gott im Himmel preis ich.  
Alle bösen Mächte verweis ich.  
Kyrie eleyson!

Gellaut schrien Teufel und Hexen, als siegbetend das „Kyrie eleyson!“ erklang und in einem Wutschrei versank in Krachen und Qualm Höllenzauber und Hexenspuf.

Als am andern Morgen die Elztalente verwundert über das geheimnisvolle Läuten der Glocke sprachen und staunend im Kandelwald die Verbeerungen des Sturmes sahen, da erblickten sie auch mit Grauen den weit aus dem Walde gewühlten Felsblock und erkannten die Gefahr, die ihnen in der Neumondnacht gedroht hatte. Rings um den Felsen fanden sie eigentümlich glitzernde Glassplitter und am Fuße des Felsens sprang aus dem aufgewühlten Berggrund eine Quelle, deren Wasser wild brodelte und zischte, als ob düstere Gewalten aus den Bergtiefen hervorbrechen wollten. Wie noch die Leute in Staunen und Ratlosigkeit an der immer mehr sich heraus-



Kirchturm des St. Margaretenklosters in Waldkirch

fressenden Quelle stunden, da stieg auf einmal ein unbekannter Einsiedler den Berg herab, trat schweigend mitten unter das Volk und machte schweigend über den Quellstein das Zeichen des Kreuzes. Und plötzlich ging das Brodeln der Quelle zurück bis auf ein schmales Rinnsal. Den Einsiedler aber hat niemand mehr gesehen.

Die Kunde von diesem Wunder verbreitete sich in alle Lande und ließ besonders bei der Bürgerschaft der nahen Stadt Freiburg den Wunsch wach werden, für ihr kunstreichs Münster auch so eine wundertätige Glocke zu besitzen.

Der Rat der reichen Stadt beschloß daher, eben die große Stiftsglocke von Waldkirch zu kaufen, selbst wenn der Stadtsäckel drob zu Dreivierteln geleert werden müßte. Die Waldkircher zeigten sich anfangs nicht willfährig, gaben aber schließlich im Gedenken an ihre ungeheuren Kriegsschulden nach, als die Freiburger ein ganz gewaltige Summe boten.

„Wir wollen euch,“ hatten die Freiburger nämlich gesagt, „als Kaufpreis soviele Silbertaler geben, als auf dem Wege, den wir die Glocke von Waldkirch bis nach Freiburg fahren müssen, neben-einander Platz haben.“

Der Kauf ward abgeschlossen. Eine feierliche Abordnung des Freiburger Rats begab sich nach Waldkirch und ihnen zu Ehren und den Waldkirchern zum Trost sollte die verkaufte Stiftsglocke, ehe sie aus dem Turme heruntergeholt wurde, ein letztes Mal geläutet werden.

Aber, o Wunder! Was sang da die Glocke:

Margareta heiß ich.  
Gott im Himmel preis ich.  
Alle frommen Wünsche weiß ich.  
Mit Segen euch umkreis ich.  
Alle Ungewitter zerreiß ich.  
Alle bösen Mächte verweis ich.  
Alle bösen Mächte will ich vertreiben  
Aber auf dem Glockenturm zu Waldkirch  
will ich bleiben.

Kyrie eleyson!

Stauend hörten es alle. Aber der Kauf war nun einmal abgeschlossen, und die Glocke wurde daher aus dem Turm heruntergeholt.

Der Säckelmeister von Freiburg hatte mit achtundvierzig freiburgiichen Stadtsoldaten, jeder sechs Stunden lang, Silbertaler an Silbertaler von der Waldkircher St. Margaretenkirche bis ans

Freiburger Liebfrauenmünster, dritthalb Stund Wegs weit, gelegt. Die Glocke war auf den befränzten Wagen aufgeladen; sechs wohlgeschmückte Rosse zogen sie davon. Doch am letzten Haus des Waldkircher Städtleins hielten die Pferde auf einmal an. Kein Bitten und Schelten der Fuhrleute vermochte sie auch nur einen Schritt breit weiter zu bringen.

Man holte Vorspann, erst zwei, dann vier, dann sechs Gäule. Es half nichts. Und nicht vierundzwanzig Pferde konnten den Wagen mit der Glocke auch nur ein Ruderchen vorwärts bewegen, trotzdem der Weg topfeben war und sogar etwas abwärts ging und trotzdem alle vierundzwanzig Pferde mit aller Macht an den Strängen zogen, trotzdem es an aneisernen Zurufen und Peitschenhieben nicht fehlte und trotzdem viel Duzend Hände unterstützend an den Speichen lagen.

Wie sie noch alle sich da mühten, kam des Wegs ein armes Bäuerlein, das eine alte, abgemagerte Kuh zum Mehger in das Städtchen treiben wollte. Auch dieses Bäuerlein wollte helfen schieben und band derweil seine Kuh hinten an den Glockenwagen. Von dem vielen Schreien und Sichereisern der Leute wurde das Kühelein aber scheu und zerzte rückwärts an seinem Strick. Und siehe da! Was zwei Duzend Pferde auf ebener Straße abwärts nicht zuwegebrachten, das brachte eine ausgemergelte alte Kuh rückwärts bergan fertig: der Wagen bewegte sich Waldkirch zu.

Das aber war den Waldkirchern ein Zeichen. Man spannte die vierundzwanzig Pferde aus, spannte die alte Kuh an den Hinterteil des Wagens und mit Leichtigkeit zog diese allein den Wagen mit der sechzig Zentner schweren Glocke zurück bis an den Turm der Waldkircher St. Margaretenkirche.

Die Freiburger standen von ihrem Kauf ab und die große Stiftsglocke kam wieder an ihren bisherigen Platz und singt heute noch ihr seltsam Lied:

Margareta heiß ich.  
Gott im Himmel preis ich.  
Alle frommen Wünsche weiß ich.  
Mit Segen euch umkreis ich.  
Alle Ungewitter zerreiß ich.  
Alle bösen Mächte verweis ich.  
Alle bösen Mächte will ich vertreiben.  
Aber auf dem Glockenturm zu Waldkirch  
will ich bleiben.

Kyrie eleyson!

R  
hobei  
Felsen  
bur  
Gel  
hon,  
tinop  
als ich  
städte  
burg  
bruck  
artig  
städte  
fürvo  
weit  
Klein  
Groß  
gleich  
Sig  
gen  
nem  
und  
gebun  
Zweif  
ner  
der  
Städ  
dentlic  
dens.  
Ei  
das a  
sche  
das  
Dor  
Pfarr  
Sign  
und  
woh  
bei de  
stigem  
auf d  
gen  
platz  
armfel  
der M  
hinaus  
Wie  
unter  
in rei  
Gesch  
Das  
an die

# Eine Skizze aus dem Zollerland.

Von Anton Sailer.

**R**ommt der Wanderer heraus von den Wald- und Gebirgstouren der Voralb ins Donautal, ei, wie grüßt so hohheitlich und majestätisch von ihrem Felsenhorst hernieder die Fürstenburg!

Gelten Lissabon, Konstantinopel, Neapel als schönste Seestädte, Salzburg und Innsbruck als großartigste Alpenstädte, so ist fürwahr, so weit man das Kleine mit dem Großen vergleichen darf, Sigmaringen mit seinem Schlosse und seiner Umgebung ohne Zweifel in seiner Art eine der schönsten Städte des deutschen Südens.

Einst war das alte römische Latium, das derzeitige Dorf Laiz, Pfarrei für die Sigmarzburg und deren Anwohner, und bei deren einstigem Friedhof, auf dem jetzigen Leopoldsplatz, war ein armseliges Wegweiserlein zu sehen mit der Aufschrift: „Zum Kloster Hedingen“, hinausweisend durch einen Feldweg.

Wie ist seitdem die Stadt aufgeblüht unter der Aera ihrer Herren und Gebieter in reicher Geschichte mit wechselvollen Geschicken!

Das Bild ob dem Schloßportal erinnert an die Fehde zwischen den Grafen von

Werdenberg, der einstigen Besitzer der damals kleinen Burg in grauer Vorzeit, mit den Herren von Sonnenberg auf Schloß Scheer, zwei Stunden donauabwärts gelegen auf stattlicher Höhe. Die dortige Kirche zeigt vornen links im Chor das

Bildnis des letzten Sprossen derer von Sonnenberg, welcher in diesem Streite von Graf Werdenberg in der Gegend etwa von Mengen getödet wurde.

Links vom Hauptportal des Sigmaringer Schloßes erhebt sich die imposante Kunsthalle mit unschätzbaren Kunst- und Altertumswerten jeglicher Art, darunter auch, soweit erinnerlich, der goldene Helm, welcher vor einigen Jahrzehnten auf den Gräberfeldern bei Gammertingen gefunden wurde.

Das Schloß wurde gegen Ende des letzten Jahrhunderts von einer schweren Brandkatastrophe betroffen. Wie ist jene Schreckensnacht uns damaligen Böglingen des Fidelishauses so sehr noch in Erinnerung geblieben mit dem ungeheuren Flammenmeer. Abends etwa um 7 Uhr setzte der Generalalarm ein und am nächsten Morgen war der Schloßteil gegen die Donau eine rauchende Ruine. Wie der allzeit beredete Volksmund damals wissen

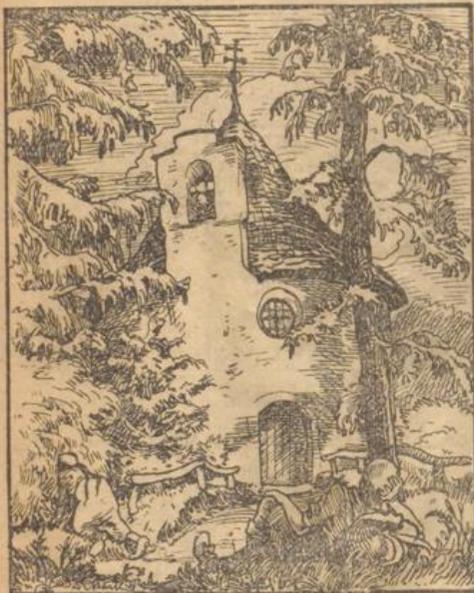


Das Schloß in Sigmaringen

wollte, sei das Feuer angeblich entstanden durch die Lötlampe eines Elektrotechnikers, dem ob Schreck darüber des Nachts die Haare gebleicht seien.

Bald erhob sich der Phönix wieder aus der Asche, und in zauberisch berückend schönen Formen ragt das Felsenschloß wieder zum Himmel auf.

Außer dem schon erwähnten Kloster Sedingen, das seinem ursprünglichen Zwecke längst nicht mehr dient, hatte das alte Sigmaringen ein Jesuitenloster in Gorheim. Von dorten verwiesen,



Portie aus dem Wittelschießer Tälchen bei Sigmaringen

Wächte der allbekannte, berühmte Vater Meschler das ewige Licht der Kapelle aus und zog mit den Seinen von dannen. Zur Zeit wirken dort Franziskaner in den Gotteszellen, die sich in wohlgestimmter, vornehmer Architektur an den Berg- und Waldesrüden anlehnen.

Das kostbarste Juwel birgt die Stadt Sigmaringen in dem Geburtshaus des hl. Fidelis.

Der wohl bedeutendste Geistliche aus dem Zollerlande im letzten Jahrhundert, Thomas Geißelhart, hat dieses Haus der Verborgenheit entrisßen und mit seinem getreuen Paladine, dem edlen Präses Friedrich Schick, zum Knabenkonvikt umgestaltet. Auch hat

dieser große, geniale Mann oben am Ende der Thomas Geißelhartstraße oder Brunnenberg, wie man's nennen mag, das Waisenhaus Nazareth ins Dasein gerufen. In dessen Kapelle vor dem linken Seitenaltar ist sein Leichnam beigelegt.

Was hat es dem edlen Stifter und Gründer Mühe gekostet, die Gelder für diese Anstalten zusammenzubringen. Wie der Studentenmund gern erzählte, kam er einst in Not um dieselben, jedenfalls nicht zum erstenmal, ins Fürstenschloß. Es wurden ihm, sagen wir mal, 100 Mark gezeichnet. Der Gottesmann aber bettelte in echt schwäbischer Gemütlichkeit weiter: „Königliche Hoheit, nur auch noch a Külle dran.“ Und der Fürst Leopold der Gütige hat in seinem Edelsinn das und wohl noch sehr viel mehr wohlwollend und huldvollst getan.

Lenkt man von dieser Stadt seine Schritte die Krauchenwieser Straße entlang, so ist man nach einer leichten Stunde im fürstlichen Tierpark Josefslust. Dort gab's vor der Kriegsnot viele Elentiere, auch Edelhirsche und Wildschweine. Was die Besucher immer noch mit grauem Interesse anschauen, ist der Wolf beim Forsthaus. Allda ist auf einem Gestell präpariert und ausgestopft das letzte Tier dieser Art, das in Hohenzollern gesehen wurde. Bei Neufra auf der Ab ist nahe der Landstraße ein Gedenkstein an der Stelle, wo dieser letzte Wolf erschossen wurde, und bei dem Städtchen Settingen ist oben im Waldrevier Ah ein Wolfgang, das heißt, die letzte Fährte dieses Tieres wurde rechts und links auf etwa 20 Meter mit Tannen bepflanzt, die nun jetzt etwa 50 Jahre stehen dürften.

Ein weiterer viel von Sigmaringen besuchter Ausflugsort ist das Wittelschießer Tälchen mit einer alten Volksburg und einigen alten Kapellen. An dessen Ende lugt von der Höhe herüber die Neuruine des Schlosses Hornstein. Längere Zeit als Zuchthaus für Zollerverbrecher verwendet, kauften die Grafen von Hornstein ihr Ahnenschloß zurück und ließen es abbrechen. Wie ein hohlängiger Totenschädel schauts herab ins Tal aus besseren Zeiten, auf die auch ein unterirdischer Gang hinweist, der sehr weit geführt haben soll, vielleicht etwa bis zum zugehörigen Pfarrdorse Bingen, das in sei-

ner S  
derba  
Blüte  
von J  
Se  
schm  
so gen  
forma  
ein g  
Zimb  
ring  
Her  
als W  
allen  
Reg  
Grafe  
denfer  
Und  
an B  
erken  
neunte  
sehr i  
wird  
über  
Serem  
dessen  
I g n  
Sigm  
Weiße

1000  
Stoffe  
größe.  
10 Kilo  
gibt er  
dem vo  
stoff, le  
stellen.  
Zündhä  
500 M  
man zu  
(Chlor  
Der g  
menschl  
50 Kilo  
Gesamt

macht d  
zerfä  
messer  
voller  
Er fan  
jedem  
macht

ner Kirche Originalgemälde hat in wunderbarer, wehevoller Schönheit aus der Blütezeit der mittelalterlichen Malerei von Zeitblom.

Setzen wir uns nun in Bingen auf die schwäbische Kleinbahn, flufaufwärts, so gewahrt unser Auge bald über Söhlenformationen, ähnlich wie in Bethlehem, ein gewaltiges Ruinenfeld, ein kleines Zimbaroe. Es ist die Burg Beringen, die Heimat des Grafen Hermann, der Gelähmte, welcher als Mönch im Kloster Reichenau das uns allen wohlvertraute Gebet, das Salve Regina, verfaßte, wie überhaupt die Grafen von Beringen ein großes Andenken kirchlicher Treue hinterließen.

Unten an die Burgruinen schmiegt sich an Beringenstadt. Die noch deutlich erkennbaren Patrizierhäuser stellen die neumodischen Steinhausen von Häusern sehr in Schatten. Viel gesagt und geklagt wird aber im Volksmund und Chronik über den hier stattgefundenen letzten Hexenprozeß gegen die Hexe von Beringen, dessen Akten vor einiger Zeit Pfarrer Ignaz Bogenschütz, zur Zeit in Sigmaringendorf, in dankenswerter Weise zumteile eröffnet.



Leiz bei Sigmaringen

### Was ist der Mensch?

1000 Hühnereier enthalten etwa dieselben Stoffe wie ein Mensch von Durchschnittsgröße. Der Kohlenstoff hat ein Gewicht von 10 Kilogramm; in Graphit umgewandelt, ergibt er Material für 65 Großbleistifte. Aus dem vorhandenen Eisen, dem roten Blutfarbstoff, lassen sich 7 mittelstarke Hufnagel herstellen. Der Phosphor reicht aus, um 800 000 Zündhölzchen mit Köpfen zu machen oder um 500 Menschen zu vergiften. Das Fett kann man zu 60 Lichtern verwenden. Das Kochsalz (Chlornatrium) würde 20 Teelöffel füllen. Der größte Teil der Zusammensetzung des menschlichen Körpers besteht aus Wasser mit 50 Kilogramm, also ungefähr 53 Prozent vom Gesamtgewicht.

### Wie viel Schritte

macht der Mensch in einem Jahr? Ein schweizerischer Arzt hat die Idee gehabt, am Schrittmesser die Zahl der von ihm während zwölf voller Monate gemachten Schritte zu zählen. Er fand, daß er 9 760 000 Schritte oder an jedem Tage durchschnittlich 25 710 Schritte gemacht habe. Unter diesen neun Millionen

Schritten befinden sich 700 000, die ebenso viele Treppenstufen darstellen. Der Mann hat also täglich fast 2000 Stufen erkliegen. Nimmt man nun an, daß in jeder Sekunde zwei Schritte gemacht werden können, und daß drei Schritte 2 Meter lang sind, so würde die Zahl der von dem Arzte täglich gemachten Schritte einer Strecke von 11,5 Kilometern entsprechen.

\*

**Unsere Beine.** Das linke und das rechte Bein sind selten gleichlang. In einer fremden Statistit lesen wir, daß unter 100 Personen nur 10 Beine von der gleichen Länge besitzen. Bei mehr als 50 Prozent ist das linke Bein ein wenig länger als das rechte.

**Gut erwidert.** König Karl II. von England äußerte einst zu Milton: „Halten Sie nicht den Verlust Ihres Gesichtes für eine Strafe des Himmels, weil Sie so viel gegen meinen Vater geschrieben haben?“ — „Wenn dergleichen Schicksale Strafen des Himmels sind“, entgegnete Milton ernst, „so belieben Eure Majestät zu bedenken, daß Ihr Herr Vater den Kopf verloren hat.“

## Der zweihundertste Jahrtag (10. Okt. 1923) von Marias Einzug in Sankt Märgen.

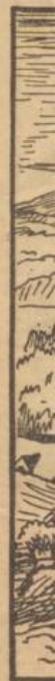
Von Engelbert Krebs, Freiburg.

Von jeher scheiden sich die vielen Wanderer, die von Freiburg aus talaufwärts ziehen, in zwei Gruppen. Wer den hohen Schwarzwald mit den Fernblicken in die Alpen, mit den größten Gipfelhöhen und dem größten Touristenverkehr bevorzugt, der steigt irgend wo an der südlichen Talwand empor und wandert zum Schauinsland, zum Feldberg oder zum Velchen. Wer aber das Land der Wallfahrtskapellen und der frommen Gotteshäuser sucht, der geht links von der Talhohle bergan. Da kommen nacheinander von Freiburg aus ostwärts auf der nördlichen Dreifamseite die stillen Waldkapellen von St. Ottilien und St. Wendel, dann weiter östlich, weithin ins Land schauend, die Wallfahrtskirche Maria-Lindenberg, und von dort aus erblickt man, wenn man hinter dem Klosterlein auf den Galgenberg emporsteigt, die beiden großen Gotteshäuser der alten Stifter St. Peter und St. Märgen. Ich kenne nichts köstlicheres, als so eine Wanderung allein oder mit gleichgesinnten Freunden hinan zum Lindenberg, wo man im Kirchlein stille Rast hält; dann hinüber zum prächtigen Münster von St. Peter mit seinen lichten Hallen, seinen fröhlichen Herzoas- und Heiligenfiguren, seinen lustigen Puttengeln, seinen goldschimmernden Altären, seinem frommen Mönchschor, von dem aus alljährlich der Erzbischof seine neugeweihten Priester ins Land aussendet, wie weiland der Seiland seine Boten des Gottesreiches; und dann auf der Höhe hinüber nach St. Märgen, mit seinem viel schlichteren Kirchenbau, den beiden ernsten Türmen, die so frei ganz vorne am Berggang stehen und treue Schildwacht halten wie zwei alte Krieger. Das Innere läßt sich mit St. Peter nicht vergleichen. Dort die drei Schiffe, hochgewölbt das mittlere, in Kapellen aufgelöst die Seitenschiffe, darüber die Emporen, und das Ganze gegliedert durch ragende Pfeiler mit reichem Figurenschmuck; hier der schlichte flachgedeckte Raum eines länglichen Vierecks ohne Pfeiler und Gewölbe und Emporen,

nur die Orgelbühne im Hintergrund und der Halbkreisbogen, der hinüberleitet zum Chor. Und doch liegt ein eigener Schimmer von überirdischer Schönheit auf dem ganzen Bilde, das sich dem eintretenden Pilger darbietet. Der reiche Hochaltarbau beherrscht mit seiner goldenen Fülle den Raum und zieht den Blick zu allererst auf die Wohnstätte Gottes, den Tabernakel. Die Seitenaltäre stehen wie zwei Ehrengardisten neben und vor ihm und weisen das suchende Auge auf zwei schlichte Rundbögen, die neben ihnen in die Wand gebrochen, den Weg erkennen lassen zu zwei Seitenkapellen. Und wenn man nun dieser Wegweisung folgend, in die nördliche dieser Seitenkapellen eintritt, dann steht man im Heiligtum Unserer Lieben Frau, und vom hohen Gnadenaltar herab blickt aus seidnem oder samtenem Mantel das uralte Marienbild auf den Wanderer nieder.

Dieses Marienbild hat der Klosterzelle die Treue gehalten seit vielen Jahrhunderten. Die frommen Mönche sind verschwunden, die, im Jahre 1118, alle gerade achthundert Jahre vor dem Ende unseres großen Krieges, aus Lothringen kommend, da oben sich angesiedelt hatten. Sie haben das Klima nicht ertragen, sind teils gestorben, teils entflohen. Auch die landeinsässigen Mönche, die ihnen folgten, haben die Zelle nicht immer treu zu bewahren gewußt. Es hat schlimme Zeiten gegeben, da die Klosterzucht verfiel und selbst blutige Mordtat den Klosterfrieden störte. Es gab böse Ritter auf der Wiesneck, die als Schirmherren des Klosters dessen Verwüster wurden. Es gab schlimme Wetter, deren Blitze die Kirche trafen, die viermal im ganzen, in den Jahren 1430, 1560, 1704 und 1907, niederbrannte. Schon im Jahre 1320 wurde St. Märgen für zwei Jahre zur Einöde, und hundertzwanzig Jahre später wurde das ganze Klostergut, mit Ausnahme der Kirche, und des zum Unterhalt eines Leutpriesters nötigen Zehnten, an die Stadt Freiburg verkauft, im Jahre 1462, und die Mönche übersiedelten nach dem in

Frei  
Der  
war  
nur  
Mön  
des  
stelle  
3000  
kauf  
mach  
Mai  
Klof  
beza



das  
über  
woh  
Bier  
war.  
zum  
in  
Aller  
ein  
1713  
und  
von  
bau  
mon  
bild  
jeine

Freiburg gelegenen Allerheiligenkloster. Der Kauf, den die Stadt Freiburg machte, war nicht einwandfrei, denn sie bezahlte nur eine ganz geringe Summe, so daß die Mönche jahrhundertlang den Wiederkauf des Schwarzwaldklosters betrieben. Anstelle der 80 Bauernhöfe, 90 Erblehen und 3000 Zauchert Waldungen, die beim Verkauf im Jahre 1462 das Widumgut ausmachten, kam endlich um 1699 allein ein Mäierhof wieder in den Besitz des Klosters. Es mußte ihn mit 9340 Gulden bezahlen, während der Kauffchilling für

übergesiedelt war, wieder auf die Schwarzwaldhöhe hinaufbringen. Und unter dem Schutze der Himmelkönigin wurde 1725 die Kirche und 1729 der Klosterbau vollendet. Aber nur etwa achtzig Jahre war es dem Kloster noch vergönnt, ein neues Leben der Frömmigkeit und der Pflege edler Kirchenmusik in seinen Mauern blühen zu sehen, dann kam der große Kirchenraub der sogenannten Säkularisation: St. Märgen wurde, wie andere Stifter des Breisgaus, aufgehoben und die Klostergemeinde auseinander-



St. Märgen.

das ganze Widumgut seinerzeit nur wenig über die Hälfte dieser Summe betrug, obwohl der Gulden inzwischen nur auf ein Viertel seines Wertes von 1462 entwertet war. Aber nachdem 1704 die alte Kirche zum drittenmal verbrannt war, erstand in Propst Andreas Dilger von Allerheiligen-Freiburg dem Gotteshaus ein neuer Gründer. Zu Weihnachten 1713 war er zum Propst erwählt worden und alsbald machte er sich an den Neubau von St. Märgen. Noch bevor der Kirchenbau beendet war, zu Beginn des Weinmonates 1723, ließ er das uralte Gnadenbild der Mutter mit dem Kinde, das seinerzeit mit den Mönchen nach Freiburg

gesprengt. Der letzte Abt starb im Hause des Kaufmanns Jos. Alexander Krebs am Münsterplatz in Freiburg, und nur das Gnadenbild hütete oben im Schwarzwald die Erinnerung an die Leidenszeit eines zweimal zu Tode gebeizten Ordenshauses.

Das Gnadenbild ist seiner Kirche auch treu geblieben, als im Jahre 1907 ein vierter Kirchenbrand rauchende Trümmer schuf, wo vorher eine Stätte stiller Andacht gewesen war. Unter Führung des frommen Pfarrers Mbicker haben damals mutige Männer die großen Heiligenfiguren und den Schmuck der Altäre aus dem vom Blitz getroffenen Gotteshaus herausgetragen, und auch das alte kleine

Gnadenbild wurde gerettet. Als durch den Eifer des Pfarrers und seiner Gemeinde in kurzer Zeit der Neubau und die neue künstlerische Ausgestaltung des Innenraumes vollendet war, da nahm auch das Gnadenbild wieder seinen hohen Thron in der Gnadenkapelle ein und heute schaut es so ruhig und friedvoll auf die Besucher hernieder, als wollte es sagen: Fürchtet euch nicht! So viel Schicksalswendungen, wie ich sie in achthundert Jahren erlebt habe, sind noch über keinen

die Seele in die Welt zerfließen lassen wollen, so benützt die Kirche sinnenfällige Zeichen und Bilder, um immer wieder von außen her die Seele nach innen und oben zu weisen. Das Marienbild von St. Märgen, vor achthundert Jahren zuerst dort oben aufgestellt als Zeichen der Besitzergreifung dieses Landstriches für den Gottesohn, den die jungfräuliche Mutter auf den Armen trägt, es hat unzähligen Pilgern Anregung zu Besinnung und Gebet gegeben. Unzählige haben dort



Innere der Wallfahrtskirche in St. Märgen.

von euch gekommen. Und doch seht ihr mich hier an der alten Stelle in alter Pracht. So wird auch Gott denen, die nur an ihm festhalten, nach Erdennot und Kreuz den Thron im Himmel bereiten.

Ob die St. Märgener recht haben, alljährlich den Wiedereinzug des Gnadenbildes festlich zu begehen? — Die katholische Kirche ist das Gottesreich, in welchem der Vater „im Geiste und in der Wahrheit angebetet“ wird. Aber die katholische Kirche weiß auch, daß für uns Menschen in dieser Zeitlichkeit das Geistesleben durch die Sinneseindrücke geweckt und gefördert wird. Und weil so viele Sinneseindrücke die Menschen nach außen locken und ihnen

ihre Sorgen vor Gott gebracht und die Mutter Gottes als Fürbitlerin sich zur Seite gerufen. Aber das Eindrucksvollste für die einsame Schwarzwaldgemeinde war und bleibt doch die treue Rückkehr des Bildes, nachdem es ein Vierteljahrtausend lang durch Wirren aller Art seinem alten Gnadenthron entrissen worden war. Ich kann mir die Freude jenes zehnten Tages im Weinmonat 1723 lebhaft denken, als die alte Römerstraße herauf die Prozession der Mönche und Landbewohner sich der Stelle näherten, wo erst die Grundmauern der Kirche aus dem Boden ragten, die Gnadenkapelle aber schon zur Aufnahme des Gnadenbildes fertig stand.

Jah  
man  
barod  
lich a  
nach  
sein  
Recht  
ihren  
mußt  
St.  
Mönc  
Erinn  
Ander  
das  
zwe  
Jahre  
began  
ihrer  
inner  
Ich h  
gut g  
sten  
schnei  
Jahre  
des K  
von e  
lassen  
der F  
gewu  
gener  
Tag  
Marie  
ihnen  
den  
mit K  
  
B  
teren  
Marie  
Schw  
Seitd  
abend  
Pfarr  
auf d  
und d  
die B  
ist da  
sönlid  
mals  
den G  
der S  
fürzli  
ihm r  
Jahre  
Hüter  
Frau  
dacht  
rechter

Ich kann mir den Jubel denken, mit dem man das kleine, unheimliche Bild in ein barockes Prachtgewand hüllte und es feierlich auf den Altar erhob. Diese Heimkehr nach zweieinhalb Jahrhunderten des Fernseins, diese Wiedereinklangung in uralte Rechte, diese Wiederkehr der Mutter zu ihren Kindern in der Bergeseinöde, das mußte sich den schlichten Gemütern der St. Märgener Dorfbewohner wie der Mönche des Klosters unvergeßlich in die Erinnerung einprägen. Und damit das Andenken daran nicht mehr erlösche, wurde das Fest „Marie-Einzug“ am zweiten Oktobersonntag jedes Jahres auf der Schwarzwaldhöhe feierlich begangen. Die St. Märgener haben in ihrer früheren Abgeschlossenheit alte Erinnerungen lange festzuhalten gewußt. Ich habe noch den alten Engelbert Albert gut gekannt, der zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts immer noch der Klosterschneider genannt wurde, weil hundert Jahre früher sein Vater der Schneider des Klosters gewesen war. Ich habe noch von einer St. Märgenerin mir erzählen lassen, was sie vom Großvater her aus der Franzosenzeit 1790 bis 1800 herum gewußt hat. Und so haben die St. Märgener auch das Andenken an den frohen Tag lebendig erhalten, an welchem ihr Marienbild wieder heimgekehrt ist zu ihnen. Und sie rüsteten sich, dieses Jahr den 200. Jahrestag dieser Wiederkehr mit besonderem Festesglanz zu begehen.

Von jeher haben Pilger aus dem weiteren Umkreis des Badener Landes am Marie-Einzugsfest den herbstlich stillen Schwarzwaldort mit Andacht heimgesucht. Seitdem ich vor fünf Jahren just am Vorabend dieses Festes mit dem damaligen Pfarrer von Odenheim solchen Festpilgern auf der Wagensteiger Straße begegnet bin und dem mit mir wandernden Pfarrherrn die Bedeutung dieses Tages erklärt habe, ist das liebe Fest auch mir zu einem persönlichen Gedenktag geworden. Denn damals faßte der Pfarrherr von Odenheim den Entschluß, um die geistliche Braut auf der Schwarzwaldhöhe zu werben, und die kürzlich verwaiste Pfarrgemeinde wurde ihm wirklich im Frühling des folgenden Jahres anvertraut. Seitdem ist der neue Hüter des Heiligtums Unserer Lieben Frau mit besonderem Eifer darauf bedacht, Marie-Einzug in St. Märgen mit rechter Innigkeit zu feiern und jedesmal,

wenn ich kann, steige ich die Berge hinan, um ihm dabei zu helfen. Da wird dann zwei Tage lang in Predigten und Gottesdiensten, vor allem aber in zahlreichen Beichten und vielen heiligen Kommunionen die Festesfeier zur echt kirchlichen Gnadenvereinigung der ganzen Gemeinde wie auch der einzelnen Seele mit Gott. Nicht äußerliche Luftbarkeit, sondern ein ins Innere und nach obenweisendes Fest



Der Gnadenaltar in St. Märgen.

der Gnade ist Marie-Einzug in St. Märgen. Möge es so bleiben und gerade im Jubeljahr mit seinem Glend im Vaterland uns allen eine tröstliche Mahnung sein, nicht zu verzagen, sondern durch alle Erdenchicksale hindurch die Hoffnung zu bewahren auf unseren einstigen Einzug in die ewige Heimat und zu dem ewigen Gnadenthron im Himmel oben! Die Trösterin der Betrübten und die Helferin der Christen, die am zweiten Oktobersonntag ihr Einzugsfest in St. Märgen begeht, möge auch uns verhelfen zu gelegentlichem Einzug im Hause des Vaters!

# Josef und seine Brüder auf der Volksbühne Detigheim.

Von Wilhelm Kühn.

In den letzten Jahrzehnten sind in unserem Vaterlande da und dort Freilichtbühnen entstanden, auf denen von Darstellern aus dem Volke bekannte Heimatstücke aufgeführt wurden. Derartige Volksbühnen, die sich in ihrem künstlerischen Wert weit über die Vereins- und Liebhabertheater erheben, befriedigen nicht nur den starken Spieltrieb des Volkes, sondern wirken auch ungemein befruchtend auf seinen Geschmack und seine Heimatliebe ein. Neben einer eigenartigen Regiekunst zieht uns bei diesen Spielen die natürliche, urwüchsigte Art der volkstümlichen Schauspielkunst an, die, weil schlicht und einfach, weit eindringlicher auf den Zuschauer einwirkt, wie die Schauspielkunst der Berufsschauspieler. Von all diesen Volksspielen ist der Spielort Detigheim neben dem altehrwürdigen Oberammergau unstreitig der bekannteste geworden. Wer von den Lesern des Konradskalenders kennt heute nicht Detigheim, ein Stationsort an der Hardtbahn Karlsruhe—Rastatt, der im Halbkreis von Tiefwald umgeben, mit seinen breit angelegten Straßen und sauberen Häusern einen schmunzigen Eindruck macht. Ohne finanzielle Hilfe von außen, lediglich angewiesen auf sich selbst, ist die Volkstunftsstätte Detigheim herangereift. Dort sehen wir das Problem der Volkstunftspflege in idealster und großzügigster Form gelöst. Das bewundernswerte Führertalent des kunstsinigen Spielleiters, des Ortspfarrers Saier, sein feinsinniges Verständnis für echte Volkstunfts, seine unermüdlige Ausdauer haben im Zusammenwirken mit der gesang- und musikkreudigen Gemeinde das große Werk zustande gebracht.

Detigheim ist besonders durch sein Lellspiel bekannt und berühmt geworden, das in seiner Charakteristik den Darstellern aus dem Volke am nächsten lag. Mit Spannung erwartete man im vorigen Sommer die Aufführung des neuen Bühnenstückes „Josef und seine Brüder“ von S. Wieser, das in seiner groß angelegten Aufmachung und Rollencharakterisierung ungemein schwierigere Anforderungen an den Spielleiter und die

Rollenträger stellte. Wie glänzend die Spielergemeinde Detigheim die schwere Aufgabe löste, bewies die überaus günstige Aufnahme des Josefspiels und der gewaltige Andrang vom ersten bis zum letzten Spieltag. Und nun soll das Josefspiel auch im Sommer 1923 in Detigheim wieder aufgeführt werden, da neben dem allgemeinen Verlangen auch wirtschaftliche Gründe dazu nötigen. Es verlohnt sich daher, auch jenen Lesern des Konradskalenders, die das Josefspiel in Detigheim noch nicht gesehen haben, eine eingehende Einführung in das Bühnenbild und in die Handlung zu geben. Aber auch in den Lesern, die einer Aufführung des Josef in Detigheim schon angewohnt haben, wird diese Lektüre eine angenehme Erinnerung wachrufen.

Schon mit dem Betreten des Zuschauer- raumes wird der Besucher durch das großartig angelegte Bühnenbild festgebannt, das in seinem Vordergrund das ägyptische Memphis mit seinen Palästen und Tempeln und linksseitig eine Landschaft in Kanaan darstellt. Beide Szenenbilder konnten, ohne das künstlerische Empfinden zu beeinträchtigen, nicht in eine Reihe nebeneinander gestellt werden. Hier kam die glückliche Lage der Detigheimer Naturbühne zu Hilfe, die einen seitlichen Ausbau nicht nur gestattet, sondern geradezu fordert.

Das Vorspiel verlangt als Schauplatz nur das linksseitige Landschaftsbild von Kanaan. Zuerst am Hügelhang steht das Haus Jakobs, umgeben von Grashalden und Tränkstätten für Viehherden, mit dem farbenreichen Gebirgsmassiv des Libanon im Hintergrunde. Dort entwickeln sich im Verlauf der Handlung bunte Hirtenbilder, die den Zuschauer mit den unzufriedenen Söhnen Jakobs bekannt machen. Mit dem Feste der Mündigkeit des zweitjüngsten Sohnes Josef wird die Handlung belebter. Durch das Ankündigen einer Karawane wird das Fest unterbrochen. Auf Jakobs Wunsch folgt Josef seinen mißgünstigen Brüdern und wird von Simeon in einen Brunnen schacht gestoßen, der in den nach unten abfallenden, mit Buschwerk bestockten Hügel-

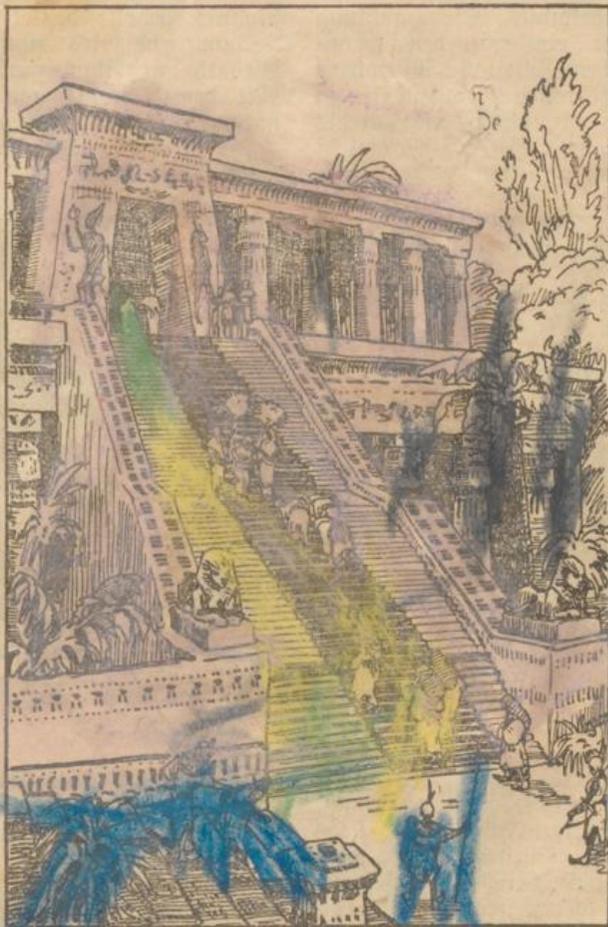
hang eingebaut ist. In farbenprächtigem Aufzuge nähert sich die Karawane mit Zuleika, der Braut des ägyptischen Feldherrn Putiphar, die zur Freude von jung und alt auf einem wirklichen Kamel einherreitet. Die Habgucht der Brüder führt zum Streit mit den fremden Kriegeren, den Zuleika mit einer Goldkette schlichtet. Im Verlauf der Handlung wird Josef im Brunnen entdeckt, heraufgeholt und schließlich um zwanzig Silberlinge an Zuleika verkauft. In diesem Vorspiel fesselt neben Zuleika und Jakob besonders Simeon durch glänzenden des Spiel.

Das Hauptspiel ist ganz in die ägyptische Pharaonenstadt Memphis verlegt. Den Mittelpunkt des ägyptischen Szenenbildes beherrscht der mächtige Palast Pharaos mit farbenreichen Säulenhallen, die einen Durchblick nach hinten möglich machen.

Eine breite Treppenanlage mit vier vorgelagerten, vergoldeten Sphingfiguren an den Abhängen führt zum hochgelegenen Palast. Wunderbar schön sind die farbenreichen Bilder, die sich im Verlauf der Handlung hier entwickeln. Vor dem Treppenaufgang liegt die ebene Vorbühne, die auch von dem in der Vertiefung eingebauten Musikraum durch Aufstiege zugänglich ist, wodurch eine rasche Entfaltung und Auflösung der Massenszenen möglich wird. An den be-

herrschenden Mittelbau lehnen sich nach links hängende Gärten an, die über die sichtbare Ausbuchtung eines Sees hinwegführen. Weiter nach links reiht sich der Tempel des Sonnengottes Ra an, zu dem gewaltige Treppenanlagen mit Sphingfiguren hinaufführen. Den seitlichen Abschluss nach links bildet Buschwerk, das als

künstliche Scheidewand zwischen das ägyptische und kananische Landschaftsbild eingegliedert ist. In einer Felsgruppe zunterst am Hängehang ist der Sterker eingebaut. Der freie Zwischenraum rechts vom Mittelbau löst zunächst einen Ausblick nach hinten auf die Storkammern offen mit dem Nil und zwei hochragenden Obelisken im Hintergrunde. Weiter nach rechts schließt sich der Palast Putiphars an, den späterhin Josef als Fürst einnimmt. Dahinter gruppiert sich nach rechts die Stadt Memphis mit einem Stadttor, das Aus-



Der Palast des Pharaos.

blicke auf das Landschaftsbild zulässt.

Ueibt schon dieses mächtige Landschaftsbild einen starken Eindruck auf den Zuschauer aus, wie müssen dann erst die großangelegten Massenszenen und Handlungen auf diesem Szenenbild auf den Besucher einwirken! Eine Glanzrolle im Hauptstück bietet der Früchtehändler, der die Verbindung zwischen den einzelnen Szenen vermittelt und durch sein köstliches Possenspiel die Zuschauer gewinnt.

Die Handlung des Hauptspiels hebt an im Palaste des Feldherrn Putiphar, der von Pharao mit der Niederwerfung eines Aufstandes betraut ist. Josef hat das Vertrauen Putiphars gewonnen und waltet als oberster Pala斯塔uffeher fürsorglich seines Amtes. In einem farbenprächtigen Wingerfeste macht uns der Dichter hier gleich mit den Sitten und Gebräuchen des Aegypterlandes bekannt. Die Handlung setzt dramatischer ein mit den wahnsinnigen Versuchen Zuleikas, Putiphars Frau, ihre verzehrende Leidenschaft zu Josef zu befriedigen und wagt sich bis zu dem Moment, wo Josef den Mantel in ihren Händen läßt und flieht. In kurzen

Zwischenszenen macht uns der Dichter mit Menath, der Tochter des Oberpriesters Menthu, bekannt, die im Geegenas zu dem dämonischen Weibe

Putiphars ihre reine Zuneigung zu Joseph erkennen läßt. Auch die beiden Kammerer Ranser und Serieru, die Pharao verweisen wollen,

treten in einer kurzen Zwischenszene auf. Hochdramatisch gestaltet sich die Handlung, als nach dem prächtigen Einzuge des siegreichen Feldherrn Putiphar das verschmähte Weib, Rache heischend, Josef anklagt und dieser, soeben noch von Pharao hochgeehrt, der Rache des Weibes zum Opfer fällt. Im Kerker gibt Josef dem Aufseher von dem drohenden Königsmord Kenntnis und rettet dem Pharao das Leben. Die Verschwörer werden in Haft genommen und mit dem Senkertode bestraft. Vorher deutet Josef ihre Träume. Die über Josefs Unglück ganz aus dem Gleichgewicht gekommene Menath sucht Zutritt und Trost bei Josef im Gefängnis. Beide werden von Zuleika überrascht, die in ungezügelter Leidenschaft Josefs Elend ausnützen will. Zwischen beiden Krauen

kommt es zu einer tragischen Eifersuchtszene, die damit endet, daß Josef in einen tieferen Kerker geworfen wird und Zuleika ihre ganze Machtstellung aufbietet, um Menath, ihre Nebenbuhlerin, zum öffentlichen Tempelweib zu erniedrigen. Es folgt die groß angelegte Szene der Traundeutung. Als alle Künste der Priester versagen, wird Josef aus dem Gefängnis geholt, deutet dem König die Träume und wird zum Fürsten erhöht. Menath wird ihm zum Weibe gegeben. Mit dem Triumphzuge Josefs und Menaths endet das Hauptspiel.

Im Nachspiel sehen wir Josef auf der Höhe seiner Macht.



Der Palast des Putiphar.

In weiser Voraussicht hat Josef in den sieben fetten Jahren die Vorräte sammeln und aufspeichern lassen und versorgt in den Hungerjahren ganz Aegypten mit Brot. Das ungehaltene Volk weiß er durch seine Fürsorge zur Ruhe zu bringen. In dem Nilfest, „Tropfen der Nacht“ genannt, werden

wir mit den fantastischen Gebräuchen eines ägyptischen Opferfestes bekannt gemacht, das in seiner groß angelegten Aufmachung ungemein eindrucksvoll wirkt. Auch das Land Kanaan wird von der Hungersnot betroffen, Jakobs Söhne ziehen nach Aegypten, um Brot zu kaufen. Josef entläßt sie mit Getreide und gibt ihnen den Auftrag wieder zu kommen und den jüngsten Bruder Benjamin mitzubringen. Simeon muß als Geißel zurückbleiben. In ihm findet die rachsüchtige Zuleika ein williges Werkzeug und bestimmt ihn, den Fürsten zu ermorden. Bei einer heimlichen Zusammenkunft mit Simeon, dem sie ebenfalls Liebe heuchelt, wird sie von Putiphar belauscht und entlarvt. Das unglückliche Weib wird zur Strafe geblendet. Im

Weiß  
die  
brin  
gibt  
Trin  
jam  
verj  
jami  
bleib  
drin  
Jose  
Schl  
den  
mit  
schlie  
Es  
ten,  
fang  
mein  
fäng  
statts  
auch  
Mäd  
Es  
zähl  
Kolle  
heral  
find,  
nur  
dente  
einfac  
kenn  
sicher  
gerin  
Lehr  
Jose  
lers

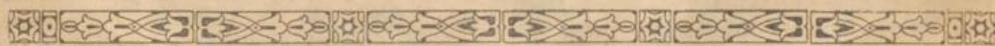
Die  
Das  
Dam  
Mise  
Aus  
Brau  
Daß  
Mise

Weiterverlauf der Handlung erscheinen die Brüder Josef zum zweitenmal und bringen Benjamin mit. Ihnen zu Ehren gibt Josef ein Festmahl, bei dem sein Trinkbecher verschwindet. Im Sacke Benjamins, in den Josef den Becher heimlich versteckt ließ, wird er gefunden. Benjamin soll zur Strafe als Sklave zurückbleiben. Die Brüder treten auf das eindringlichste für Benjamin ein, bis sich Josef tiefgerührt zu erkennen gibt. Zum Schlusse erscheint auch der greise Jakob, den Josef heimlich herbeiholen ließ, und mit dem Feste der Wiedervereinigung schließt die Handlung.

Es darf wohl als selbstverständlich gelten, daß auch die Josefshandlung von der fangeskundigen Detigheimer Spielergemeinde mit mächtig wirkenden Chorgesängen und Musikeinlagen reichlich ausgestattet ist. Reizende Reigentänze liefern auch den Beweis, daß die Detigheimer Mädchen der Tanzkunst nicht ferne stehen.

Es würde über den Rahmen dieser Erzählung hinausgehen, wollte man alle Rollenträger, die bis auf die Negerknaben herab ganz mit dem Spiel verwachsen sind, hier einzeln aufführen, erwähnt seien nur einige Hauptdarsteller. In der Heldentragödie Juleika wird kaum jemand die einfache Metzgersfrau aus dem Volke erkennen, nicht eingeweihte Besucher werden sicherlich eine Berufschauspielerin als Trägerin dieser schwierigen Rolle vermuten. Ähnliches kann von den Darstellern des Josef, des Simeon und des Fruchtebändlers gesagt werden. Auch die Darsteller

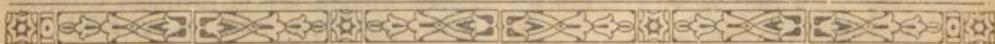
des Putiphar, Pharaos, Enenket und der Menath leisten ganz hervorragendes. In dem Volksschauspiel Detigheim sehen wir mit großen Opfern eine Volkskunststätte erschlossen, die weit über den Rahmen vorübergehender Volksbühnen und Freilichttheater hinausgeht. Soll diese Volkskunststätte, auf die wir nur stolz sein können, erhalten bleiben, dann bedarf sie allseitiger Unterstützung. In heutiger Zeit, in der unser Volk unter dem Druck des kaum noch ertragbaren nationalen Unglücks so schwer leidet, können die Aufführungen auf der Volksbühne Detigheim nicht hoch genug bewertet werden. Sie werden jedem Besucher Lichtblicke sein, die ihn über manche Kummernisse des Lebens hinwegführen. Der Besuch kann jedem Leser aufs wärmste empfohlen werden, auch für die Entfernteren wird er die finanziellen Opfer lohnen. Jedem Besucher sei dringend ans Herz gelegt, das Spiel nicht vor Schluß zu verlassen. Neben der eigenen Schädigung verdirbt er durch seine Störung andern Besuchern den ungestörten Genuß. Wer nicht an den ersten Zug nach Spielschluß gebunden ist, vermeide es, einem gehetzten Wilde gleich, auf den Bahnhof loszurennen und erhitze und abgehezt wegzufahren, er beraubt sich damit wieder des gebotenen Genußes. Wer nach beendetem Spiel die Bühne kurz besichtigt und in gemüthlichem Spaziergang durch den Ort noch Dorf und Volk kennen lernt, wird damit bleibende Eindrücke von Detigheim mitnehmen und für diesen wohlmeinenden Rat dankbar sein.



## Moderne Nahrungsmittel.

Die Milch kommt halb jetzt von der Kuh,  
Das andere gibt der Born dazu.  
Damit dem Brot nicht Würze fehle,  
Mischt falsches man zum echten Mehle.  
Aus Sirup, Honigelixier,  
Braut man das schönste Lagerbier.  
Daß sie nicht gar zu fettig sei,  
Mischt Stärkemehl der Wurst man bei.

Der Zucker wird mit Gips gestreckt,  
Beim Salz ward noch nichts ausgeheckt.  
Die Eier legt das Huhn noch echt,  
Doch Käse und Quark und Schmalz sind  
Die allergrößte Meisterschaft [schlecht]!  
Erweist die Kunst im Rebensaft;  
Ob auch die Trauben nicht gedeih'n,  
Sie liefern — alle Sorten Wein.



## Sein Platz.

Von Marie Baker.

Die Lindenberger haben es auch wie andere Schulkinder, sie mögen nicht gerne vor der Zeit ins Schulzimmer sitzen; sie denken, es wird ihnen nachher noch lang genug. Die, die dann ein bißchen früh daran sind wie heute, treiben sich noch vor dem Schulhaus herum, bis es Zeit oder höchste Zeit ist, hineinzugehen.

Die Buben springen Bock oder händeln miteinander und prahlen mit den Worten und mit ihrer Kraft vor den Mädchen, den „Bräule“, die zusammenhöckeln auf der Schultreppe oder eng aneinandergebrängt auf einem Häufchen stehen, „wie die Bählschaf im Gatter“, sagen die Buben.

Oben im zweiten Stock in seiner Amtsstube steht dann manchmal der Bürgermeister hinter der Scheibe oder im offenen Fenster und hängt seinen sorgenden Gedanken nach. Unbewußt schaut er dann oft dem übermütigen Treiben der jungen Lindenberger zu, und wenn so ein lustiges Wort durch seine Sorgen und Gedanken sich zu ihm findet, dann geht ein Lächeln über das ernste Gesicht des Gemeindevorstandes.

Heute sitzen schon viele „Bräule“ früh auf der Treppe zusammen, dann kommen ein paar Buben dazu.

Schwupp, nimmt einer Platz auf dem niedern Fensterfims und pampelt mit den Beinen — schwupp, schwupp, machen es die andern nach und pampeln auch mit den Beinen. Jetzt fangen sie eine Unterhaltung an. Sie reden von ihrem Lehrer. Da kommt zuerst ein Lächeln hoch in dem ernstesten Gesicht des Bürgermeisters da oben; dann aber ist es, als ob die Worte, die von unten zu ihm dringen, seinen Kummer noch schwerer machen, daß er seufzen muß.

„Ihr“, sagt der größte Bub vom Fensterfims herunter, „glaub', unser Lehrer ist inwendig drin wie unser Lesebuch, und da liest er immer aus innen 'raus vor.“

„Ja, aber mit viel mehr Seiten, und alle Tag kommt eine neue dran mit 'was anderem.“

„Da könnt man von jedem sagen: „Er ist ein Buch!“ rufen die Mädchen.

Die Buben lachen: „Was wären die Maidle na für Bücher, mit keine Seiten drin und wo nichts drauf steht!“

„Und die Buben“, geben die sinkzüngigen Maidle zurück, „das wären Bücher mit lauter Dummheit und nuzuzige Streich und alles voll Tinteklecks!“

„O, o, alles voll Tinteklecks!“ das gibt ein Lachen; die Mädchen lachen so laut, daß die Buben nicht zu Wort kommen.

„Aber das Samenmännle“, ruft eines in den frohen Värm hinein, „horcht doch nur, das Samenmännle, von dem könnt' man aber auch sagen, daß es ein Buch wär!“

Da wird der Värm geringer, und sie beginnen auszudenken, was das Samenmännle für ein Buch wär.

„He, ein Bilderbuch halt von lauter farbige Bilder auf jeder Seit', auf jeder Seit'!“

Und Bögele und Tierle und und — ja und wieder Bögel: der Regenpfeifer und der Sonnensänger und das ganz kleinwinzig Bögele, wie e Tüpfle nur sieht man's zur Höhe steigen und hört's singen — der Himmels-Tirillierer.“

„Ja, und alle Tierle täten reden“, ruft ein anderes, „und die Aepfel auf den Bäum' droben möchten lachen und die Blümle täten beten! Und tät' man recht zuschauen, hätt' jedwedes Dingle ein Gesicht und alles wär' froh!“ So sagt das Samenmännle immer.

So malen die Mädchen aus, was das Samenmännle innen drin für ein farbiges Märchen- und Bilderbuch sei, und haben ihre Freude dran, bis die Glocke alle zusammen ins Schulzimmer ruft.

Oben aber im offenen Fenster steht der Bürgermeister noch lange, und der Kummer macht sein Gesicht traurig.

„Sie haben so schön von ihrem Lehrer gesprochen“, denkt er. „O, sie fühlen es wohl, daß ein besonders Reicher da vor ihnen steht, der ihnen viel zu geben hat — sogar mein leckes Sale macht ehrfürchtige, andächtige Augen, wenn es vom Herrn Lehrer redet. — Sie wissen es noch nicht; aber was werden sie sagen, wenn sie hören, daß ihr Lehrer von ihnen fort will!“

Wenn der Bürgermeister so alles in Worten sagen könnte, was er meint, dann möchte er wohl hingehen, seine feierliche Sonntagsmontur anlegen und in feierlichen Sonntagsworten zum Lehrer reden, daß er bleibe.

„Die schönste Wer fo

Es der (S Daß mit no Musit

„Bl — so Lehrer zum B nicht in

Unte Lehrer Buben heutiger Lehrer

Du n Den

Es als der zum Zu Toni sie es hina wenn Aber v und vor

Bür achtege Vater h

„Ba 'was ab

„Heb Schaktä noch mo und holt

De wieder g

Du ste Den P Bild f Schin Vident Da wi

„So auf, mi flüßiert i bar zu anders - Dede hi

„Die Jugend lehren, ist es nicht das schönste Geschäft, das der Herrgott erdacht? Wer kann 'was Besseres wollen!“

Es treibe ihn zur Musik, er möchte sich auf der Geige ausbilden, hat der Lehrer gesagt. Daß die Kinderseele auch ein feines Geiglein mit noch viel mehr Saiten und Töne und Musik hat.

„Bleibt doch und bringt die zum Klingen!“ — so 'was möchte der Bürgermeister dem Lehrer zur Antwort darauf sagen, um ihn zum Bleiben zu bereden; aber er bringt es nicht in die rechten Worte.

Unterdes steht unten im Schulzimmer der Lehrer vor dem Pult, und die Lindenberger Buben und Mädchen warten, was auf der heutigen Seite seines Buches stehe, und der Lehrer beginnt:

„Dein Platz.

*Du stehst am Platz, den Gott dir gab,  
Den Platz, den er dir zuebedacht! —*

Es entsteht eine leise Unruhe in der Klasse, als der Lehrer anfängt; alle rutschten zurecht zum Zuhören. — Ha, ein Gedicht! Der Tüpfel-Toni sieht sich schon vor der Klasse stehen und es hinaus-schmettern als wie — das mag er, wenn er es nur nicht erst zu lernen brauchte! Aber vielleicht geh't ihm diesmal ganz leicht und von selbst ein.

Bürgermeisters Sale denkt, es will auch gut achtgeben, daß es nachher das Gedicht dem Vater hersagen kann. Er fragt oft:

„Was bringst heut mit, gib uns Alten auch 'was ab!“ Und dann sagt er nachher:

„Geb's auf, euer Lehrer legt jedem ein Schalkstücklein fürs Leben an; seid vielleicht noch manchmal froh dran und greift hinein und holt euch 'was und könnt's gut brauchen.“

Der Lehrer hat ruhig abgewartet, bis alles wieder ganz still ist, dann beginnt er nochmal:

„Dein Platz.

*Du stehst am Platz, den Gott dir gab,  
Den Platz, den er dir zuebedacht.  
Blick feufzend nicht nach rechts und links,  
Scheint er verborgen, irdlich klein.  
Bedenk's, wo Gott dich hingestellt,  
Da wirft du nötig sein!“*

„So — der Herr Lehrer sagt ja Gedichtler auf, wie ich und du miteinander reden“, stüstert der Tüpfel-Toni tadelnd seinem Nachbar zu. Seiner Ansicht nach gehört das ganz anders — den Kopf zurückgeworfen und zur Decke hinaufgeschmettert, daß es nur so eine

Art hat, so gehört es sich nach Tüpfel-Tonls Kunstfynn.

Das „Fräulein Lehrer“ zupft ihn am Ohr für sein Geflüster, nicht zu sächte, obwohl der Tüpfel-Toni nachher behauptet: „Wie flattiert war's“, und der Lehrer sagt das Gedicht fertig — „wie ich und du miteinander reden“.

*„Bist Gott dich seanen, f'cht er dich  
Nicht n der ganzen welt'en Welt;  
Er sucht dich nur en deinem Platz,  
Dem Platz, wo er dich hingestellt.“*

Die Kinder wissen es ja nicht, daß der Lehrer auch zu sich selbst das Gedicht sagt oder daß die Worte, die er für sich spricht, zu ihm zurückkommen und an ihm ruppen und zupfen und vielleicht fragen:

„Wo ist denn dein Platz? oder: „Warum willst denn du gehen? Ist dir nicht ein Arbeitsfeld gegeben, und die junge Saat steht so schön darauf?“

So quält es den Lehrer, als er die Verse so dahinredet wie zu sich selbst.

Nachher können manche zwei Zeilen auswendig, manche sogar vier, die aufeinander gehören, manche wissen nichts davon — so meinen sie; aber wenn sie 'mal groß sind und es brauchen können, kommt es ihnen — erst eine Zeile, und sie rätseln ein bißchen daran herum und suchen, bald auf einmal haben sie zwei Zeilen beieinander, vielleicht die:

*„Bedenk's, wo Gott dich hingestellt,  
Da wirft Du nötig sein!“*

Dann sind sie froh daran und wissen auf einmal, warum ihr Lehrer sie das gelehrt hat.

Jetzt sagt der Lehrer zum Schulschluß noch:

„So, Kinder, jetzt soll mir jedes auf morgen das schreiben, was ihm bei diesem Gedicht eingefallen ist.“

Die Finger stiegen in die Höhe. „Sollen wir „Auffatz“ darüber schreiben?“

„Ja, das könnt ihr, ist aber nicht nötig.“

Zum Herrn Lehrer trauen sie sich nichts zu sagen, aber nachher drücken sich noch ein paar Schulbuben, so ein paar große, lange, faule, draußen herum, bis das „Fräulein Lehrer“ kommt, und sie sagen:

„Fräulein Lehrer, uns ist nichts eingefallen dabei — te'n Brösele; also mir wüßten nit was schreiben.“

„O, das macht gar nichts“, sagt das „Fräulein Lehrer“ sehr lächelnd und sehr freundlich zu den Faulpelzen; „die, denen nichts eingefallen ist, die müssen dann nur am Freitrag kommen und das Gedicht lernen, bis sie

es auswendig niederschreiben können. Dafür ist ihnen dann der Aufsatz geschenkt."

Sie nickt und sagt nochmals so freundlich zurück:

"Vielleicht fällt euch doch nachträglich noch 'was darüber ein", faßt ihr Kleid und geht auf ihren hohen Stöckelschuhen die Landstraße nach Kronfeld zu.

Da stehen die langen Kerls und rücken die Kappen auf dem Kopfe, schauen sich an mit dummen Gesichtern, und es ist ihnen, als ob das Fräulein Lehrer doch „Meister“ über sie werde, und sie sagen zueinander, daß sie glauben, daß ihnen doch eher noch 'was einfällt über das Gedicht, als am Freimittag in die Schule hinein hocken — he; dumm wär' das und könnt' andern passen, aber ihnen nicht.

Kronenwirts Dicki sitzt zu dieser Zeit schon mit heißem Gesicht am großen Eichentisch auf der Bank, die darumläuft, und der schwarze Peter neben ihm. Von Zeit zu Zeit hebt er seinen dicken Kopf hoch und schaut auf das Heft, als ob er auch etwas davon verstehe.

„Gell, da schaust, Peter; ja, wenn du 's Lesen gelernt hättest, dann könntest 'was erfahren, Peter“, sagt Dicki, und es schreibt tief gebeugt und eifrig, daß die Feder durch die stille Stube schreit.

Dein Platz. (Aufsatz.)

Mir ist der Peter dabei eingefallen, weil der Vater hat immer gesagt:

„Der Peter, der weiß halt, wo sein Platz ist.“

Wenn der Vater ist um die Felder, ist der Peter mit, und wo sie aufhören, allmal umgedreht. Der Vater hat gesagt, die größt' Bett' könnt' man machen, daß er kein Schritte nit weitergeht und wenn einer ihn lockt mit Zucker und Speck. Sie haben es nicht geglaubt, und da haben sie die Bett' gemacht mit Zucker und Speck und noch Wurst, und der Vater hat die Bett' gewonnen, und er hat gesagt:

„Weil der Peter halt weiß, wo sein Platz ist.“

Wo ich bin noch klein gewesen, hat der Peter meine Kindsfrau gemacht. Vielmal sind mir allein im Haus geblieben und der Peter hat alles hüten müssen.

„Da kannst ruhig sein, der Peter geht nit weg; der weiß doch, wo sein Platz ist“, hat allmal wieder der Vater zur Mutter gesagt.

Wo ich hab schon weglaufen können und die Mutter hat gerufen und es hat niemand

Antwort gegeben, hat der Vater es allmal wieder gesagt:

„Brauchst doch keine Angst nit haben, der Peter geht ihr nicht ab der Seit', der weiß doch seinen Platz.“

Und immer: „der Peter weiß doch seinen Platz“, hat der Vater gesagt, „drum hab ich dran denken müssen.“

„Fertig! So, jetzt, Peter, spih die Ohren und paß auf!“ Und Dicki liest dem Peter vor, der dasitzt und sehr klug ausieht.

„Gell, gescheit ist das, Peter! — O, noch viel könnt' ich von dir sagen!“ Und es schlingt jubelnd beide Arme um den zottigen schwarzen Freund und drückt ihn ein bißchen vor Liebe.

„Meinst, Peter, das war zum Lachen, wo ich zum erstenmal in die Schul' bin? Du hast ja denkt, du mußt auch 'rein und bist immer mit und mir nit ab der Seit'. O Peter, all' Tag' hab ich dürfen nochmal spazieren laufen wegen dir, hab halt müssen dich heimbringen und einsperren.“

Aber der Herr Lehrer hat's dem Vater in ein Brieflein geschrieben, weißt; nachher war's rum, aus und vorbei, nig mehr mit dem Spazierenlaufen.“ —

Bis sie eingeschafft ist, will die Handlangerin, das „Fräulein Lehrer“, lieber mit dem Lehrer zusammen die Hausarbeiten durchsehen. Also liest sie ihm auch die Aufsätze vor.

„Au, zweiundzwanzig Fehler. Aber er ist doch der beste“, ruft das „Fräulein Lehrer“ bei Dickis Aufsatz aus. „Das ist aber ein Netter, der gefällt mir; dem bring ich was mit.“

Der Lehrer sitzt still da. Ein rechter Lehrer ist auch ein guter Lerner — er lehrt nicht nur seine Kinder, er lernt auch von ihnen, ist ihm keines zu klein und nichts zu gering und zu dumm dazu. — Es ist ein Aufsatz mit zweiundzwanzig Fehlern gewiß gering und schlecht. Der Lehrer läßt ihn sich nochmal vorlesen und lernt von ihm. Und das „Fräulein Lehrer“, das schon merkt, daß es eine besondere Bewandnis mit dem Lehrer und dem Aufsatz hat, liest ihn, so schön sie nur kann, langsam, man könnte sagen, beinahe feierlich wie ein Gedicht.

Das junge, lustige „Fräulein Lehrer“ brachte wirklich am andern Tage für den Peter einen Zipfel Wurst mit.

Hei, da ist Dicki mit heimgelaufen und der Peter ist hochgesprungen, und haben beide eine Freude dran gehabt. Der Herr Lehrer aber

hatte g  
das w  
So  
Scheib  
es ist  
Peter  
Herr L  
Der  
Freude  
Kopf u  
„Peter,  
lehrt.“  
Dick  
Lachen  
getraut  
ausgese  
Dar  
bestimml  
„Aff  
haben  
können.  
„Un  
wichtig.  
Der  
Peter n  
denkt er



hatte gesagt: „Bring mir den Peter einmal“, das war noch mehr.

So gegen Abend, als das Himmelrot die Scheiben färbt, diese Stunde wählt Dicki; denn es ist ihm ganz feierlich, als es nun mit dem Peter geht einen Besuch im Schulhaus beim Herr Lehrer machen.

Der Herr Lehrer hat scheint's eine arge Freude. Er legt die Hand dem Peter auf den Kopf und sagt — zum Verwundern war das: „Peter, ich danke dir; du hast mich viel gelehrt.“

Dicki hat natürlich gedacht, das sei zum Lachen gemeint, hat es aber doch nicht recht getraut, denn der Lehrer hat so „besonders“ ausgesehen.

Dann hat er weiter geredet und immer so besinnlich dem Peter den Zottelkopf gestreichelt:

„Also nicht mit Speck und nicht mit Zucker haben sie dich von meines Herrn Feldern locken können.“

„Und noch eine Wurst dazu“, sagt Dicki wichtig.

Der Lehrer steht und streichelt immerzu den Peter weiter, immerzu; iekt redet er nicht, jekt denkt er nur:

Und wenn sie mir Gold hinlegten, sollen sie mich nicht von meinem Felde locken — es steht ja so schön die junge Saat darauf! Will gerne zufrieden sein, wenn dann mein Herr, wie dem Peter seiner, von mir sagt:

„Er weiß, wo sein Platz ist.“

Ganz still ist's in der Stube, den Himmel sieht man durch die Scheiben weithin sich mit Gold überziehen, und dem Dicki ist so feierlich bei diesem Besuch, daß es kein Wörtchen mehr zu reden traut.

Peterle hat ja vielleicht mehr von der Wurst gehabt als von dem Besuch, aber Dicki ruft, als es heimkommt:

„Mutter, meinst, dem Herrn Lehrer ist aber gelegen an unserem Peter! Er hat gesagt, als wie daß er ihn mag, den Peter. — Nit so, hat er's gesagt, aber anders; ich weiß nit, wie, aber gesagt hat er's.“

Und noch ein paarmal an diesem Abend ruft Dicki aus:

„Gell aber, Peter, der Herr Lehrer mag dich! und dann klopft der gescheite Peter hinterm Ofen mit dem Schwanz den Boden, daß jeder seine Freude über des Herrn Lehrers Gunst merken kann.“

## Auch die Nacht . . .

Auch die Nacht kann Mutter sein,  
Mutter gut und milde,  
Schaut mir in die Seele tief hinein,  
Wo das immerrege, ruhlos wilde  
Leben seine Brandung schäumt,  
Wo das rote Glutherz seine Wünsche träumt,  
Und die Wunden rieseln, die der Tag mir schlug . . .

„Kind!  
Mein armes Kind, nun ist's genug!“  
Linde, lind  
Streichelt ihre bleiche, sanfte Hand,  
Schläfert Aug und Herz und Weh und alles, alles ein,  
Auch die Nacht kann Mutter sein . . .

Ettlingen.

Gustav Kempf.

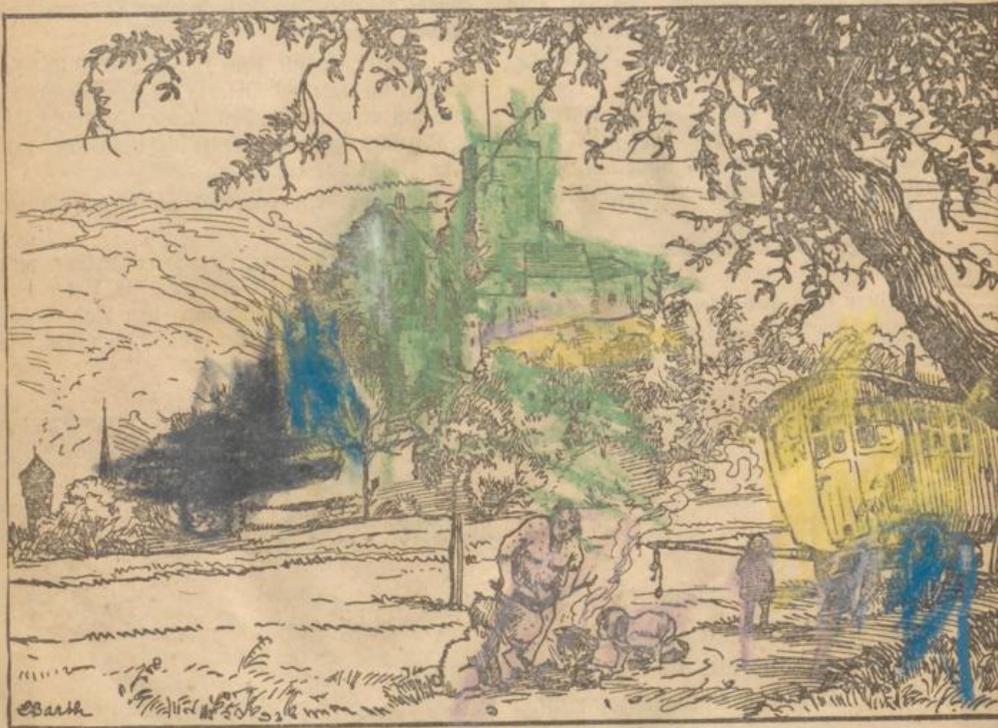
# Das untere Taubertal.

Von E. Verberich.

**F**inis coronat opus sagt der Lateiner; der Schluß krönt unsere Wanderung durch das badische Frankenland vom vorigen Jahre, der letzte, romantische Teil des Taubertals mit seinen drei Perlen Gamburg, Bronnbach, Wertheim. Von der alten, heiligen Liobastadt Tauberbischofsheim, boshaft auch Krötenstadt

nennen Figuren aus dem 16. Jahrhundert, wahrscheinlich von dem berühmten fränkischen Meister, dem ehemaligen Bürgermeister von Würzburg, Till Riemen-schneider.

Weiter hinten liegen die behäbigen Orte Gissigheim, Pülfingen und über dem Berg Schweinberg, mit



Gamburg im Taubertal.

genannt, wollen wir zunächst einige Seitentälchen besuchen, zuerst das Brem-bachtal, das seit dem großen Krieg ein Bähnchen durchzieht, leider nur bis Königheim. Sehnsüchtig wartete man und tut es annoch, bis das Verbindungsstück Königheim-Hardheim gebaut wird. Das kleine liebe Bächlein erhält bald hinter Bischofsheim von dem berühmten Dittmar Zuwachs. Bald sind wir in Königheim. Freundlich grüßt inmitten des schönen, fleißigen Dorfes die stattliche Rokoko-Kirche mit einem eleganten Turm. Unten an der Kirche ist in einer Nische ein sehenswerter Desberg mit stei-

ihren soliden fleißigen Bewohnern, die zu den besten des „Hinterlandes“ zählen.

Auf dem Rückweg zum Taubertal wandern wir über den Steinberg und besuchen die Maria-Schmerz-Kapelle mit ihrem verehrten Gnadenbild.

Unterhalb Bischofsheim hat das Taubertal die größte Breite, bis 1½ Kilometer. Eine schöne Wiesenfläche zieht sich eine Stunde hin, bis bewaldete Höhen das Tal abschließen. In diesem Becken liegen drei schöne Dörfer: Impfingen mit seiner schmucken, stets mit Blumen gezierten Kirche, das von einem spitzen Turm mit vier kleinen Türmlein überragt ist, und

½ Stu  
hau j  
Sochha  
ort, eb  
— wo  
bei!  
schiefe  
Grüna  
Laienb  
Gutes.  
maler  
nen. —  
Mensch  
auch ei  
Gau zu  
Sprich  
Niz  
Niz V  
heute r  
Welzba  
und G  
uns ba  
Taubert  
wald be  
Liebf  
gefähr  
Der St  
seinem  
Quelle,  
bejucht  
zertrete  
silber r  
Nun fo  
Schlag  
Nach ei  
die Du  
der Ste  
Altar ge  
Die W  
Kapelle  
ehrie G  
Mutterg  
Sohnes.  
mungs  
zählige  
geklagt  
schied a  
besonder  
gegrüßt,  
fomme  
Die  
Brunnta  
rische ge  
Gleich  
schnitten  
landstein  
bis zum  
leben wi

½ Stunde weiter links des Flusses Hochhausen und gegenüber Werbach. Hochhausen war früher bedeutender Weinort, ebenso wie Eiersheim, — überm Berg — wo ein berühmter „Koter“ wuchs. Vorbei! Hochhausen hat einen merkwürdigen, schiefen Zwiebelkirchturm. Die Karthause Grünau hatte hier eine Niederlassung von Laienbrüdern zur Bewirtschaftung des Gutes. Hier und in Werbach sind Denkmäler für die am 24. Juli 1866 Gefallenen. — Werbach hat einen ganz andern Menschenschlag als die Nachbarorte und auch eine andere „Sprache“, es neigt dem Gau zu. Das alte Werbacher Sprichwort:

Nix Neus ufloßkummn. — Nix Alts obloßgehn! gilt heute nicht mehr. Die grüne Welzbach, hübsch von Weiden und Erlen beschattet, führt uns bald nach dem weit im Taubertal, Bauland, Odenwald bekannten Wallfahrtsort Liebfraubrunn, der ungefähr 1700 entstanden ist. Der Stürmersmärtel hatte in seinem Acker eine frische Quelle, die im Sommer viel besucht, wobei das Feld oft zertreten wurde. Durch Quecksilber vertrieb er die Quelle. Nun kam aber das Unglück Schlag auf Schlag über ihn. Nach einem Gelübde suchte er die Quelle und erbaute an der Stelle ein Kirchlein, den Altar gerade über die Quelle. Die Welz fließt unter der Kapelle durch. Das hochverehrte Gnadenbild ist die schmerzhafteste Muttergottes mit der Leiche ihres Sohnes. In dem jetzt neuen, stillen, stimmungsvollen Heiligtum haben schon Unzählige der schmerzhaften Mutter ihr Leid geklagt und Trost gefunden und zum Abschied aus der Quelle getrunken, der man besondere Heilkraft zuschreibt. Sei mir gegrüßt, Liebfraubrunn!; im Sommer komme ich wieder. —

Die Welz kommt von Werbachhausen, Brunntal, Wenkheim, wo es ins Bayerische geht, Würzburg zu.

Gleich unter Werbach hört wie abgehackten der Kalkstein auf und der Bundlandstein mit der roten Erde begleitet uns bis zum Main. Die roten Steinbrüche sehen wie Wunden aus in dem schönen,

frischen Landschaftsbilde der unteren Tauber. Mit Mühe hat sich der Fluß einen Weg durchgenagt; links eilt die Bahn, rechts zieht der Wanderer hin auf der Straße im engen schönen Wiesental, von prächtigem Wald umgeben. Rasch eilt die Tauber über Felsbänke und Schnellen in vielen Windungen vorbei an dem kleinen protestantischen Dertchen Niklashausen. Das kleine Nest hat eine große Geschichte. Schon Sebastian Brant singt in seinem Narrenschiff, wo er die Torheiten seiner Zeit verspottet (1494):



Die Gamburg.

Von der Kapelle und der Klusen  
Des Sackpfeifers von Niklashusen.

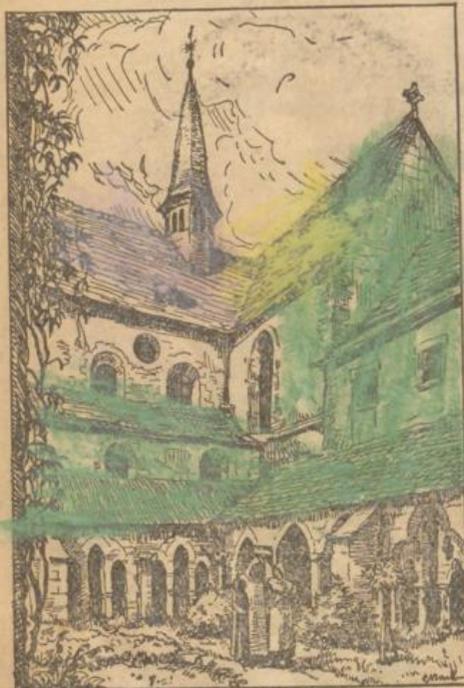
Hier war einst eine vielbesuchte Marienwallfahrt. Ein armer Hirtenbub, Johannes Böhm, der mit einer Sackpfeife und Handtrommel die Leute erfreute, daher Pauker, oder Pfeifferhans genannt, trat als Prophet und Sittenprediger auf gegen Papst und Kaiser und alle Obrigkeit, gegen Leibeigenschaft, Fron, Zehnt, Steuer, gegen „den Luxus der hoffärtigen Kleider, Gold, Schmuck, seidene Gewänder, spitze Schnabelschuhe“. Er war also ein politischer, religiöser, sozialer Revolutionär, der bei den Räten der Zeit besonders bei den Bauern große Begeisterung wachrief. Die Bewegung griff rasch um sich, manchmal waren 30—40 000 Men-

undert,  
frän-  
Bürger-  
tiemen-  
Orte  
und  
g, mit



die zu  
len.  
al wan-  
besuchen  
ihrem  
as Lau-  
½ Kilo-  
nicht sich  
hen das  
liegen  
en mit  
gezier-  
urim mit  
ist, und

schen versammelt. Die Sache wurde gefährlich, als 30 000 bewaffnete Bauern zum Käufer kamen, um loszuschlagen. Der Fürstbischof von Würzburg hatte aber, da alle gütige Belehrung in Niklashausen nichts nützte, den Propheten nachts unbeschnitten nach Würzburg geholt auf seine Festung. Die Bauern zogen nach; aber die Sache ging schief, manche mußten ihr Leben lassen. Der Pfeifferhans wurde nach den Gesetzen der Zeit verbrannt. Das war ein kleines Vorspiel zu dem einige Jahrzehnte später so fürchterlichen Bauernkrieg.



Abtel und Klosterleiche in Bronnbach.

Gleich nach Niklashausen kommen wir nach **Samburg**, der „**Tauberperle**“. Wer's nicht glaubt, kann den Titel auf einem Wirtshauschild lesen. Er besteht aber zu Recht. Es ist ein wunderliebes Plätzchen, von der altersgrauen, trozigen Samburg überragt, von der tiefgrünen und tiefgründigen Tauber gemächlich umschlungen, von schönen Bergwäldern umrahmt. Manch einer hat schon mit Scheffel gejungen:

Auch mir stehst du geschrieben  
 Ins Herz gleich einer Braut,  
 Es klingt wie junges Lieben  
 Dein Name mir so traut.

Droben auf der Burg mit dem massigen Turm, die innen ein Schmuckkästchen ist, die Kapelle, der schönste Edelstein, wohnt der Reichsgraf von Ingelheim, ein Nachkomme aus dem Geschlechte des berühmten Fürstbischofs Julius Echter von Messelbrunn, des Gründers der Universität und des bekannten Julius-Spitals in Würzburg. Er war ein um den katholischen Glauben im Franken der nach-reformatorischen Zeit hochverdienter Mann, ein anderer Apostel Frankens. — Von Samburg stammt auch einer unserer besten lebenden christlichen Künstler, der in München wohnende Bildhauer Professor Thomas Buscher, dessen Altarwerke und Silber weit bekannt geworden sind. — Die Samburger sind ein eigenes, lustiges, lebendiges Völkchen, den Pfälzern ein wenig verwandt.

Nun kommt die zweite Tauberperle, **Bronnbach**. Genußreich ist eine Wanderung auf der Straße, dem gewundenen, engen Tal entlang, ganz von Wäldern umsäumt. Heilige Stille umfängt dich, die abwechslungsvollsten, lieblichsten Bilder begegnen dir. Da ist ein rauschendes Wehr und eine klappernde Mühle, wo Sonntagskinder schon wunderliche Sachen erlebt haben. Dort kommt plötzlich aus dem Berg heraus ein schwarzes schmaubendes Untgetüm, der Zug, und bringt Leben in die Einsamkeit. Die sanfte Tauber geht leise dahin und gleicht einem stillen, veronnenen Menschen, der vieles erlebt hat und seinen guten Freunden nichts Alltäglichen zu erzählen weiß.

Wald taucht eines „**Türmleins spiker Regel**“ auf über der mächtigen Klosterkirche Bronnbach, die eine der bedeutendsten Ordenskirchen Süddeutschlands ist. Die heutige Kirche ist erst im spätromanischen Stil 1222 vollendet und eingeweiht. 700 Jahre später, 1922 im April, hat das Bilger wieder von den weißen Mönchen — Zisterziensern — bewohnte Kloster in Anwesenheit unseres Erzbischofs ein seltenes Jubiläum gefeiert. Die Klosterkirche ist eine dreischiffige Basilika mit Querschiff. Wenn der schroffen Gegenatz zur majestätischen Rubel wie des romanischen Stils steht die Bemalung, herrliche weiß, hell- und dunkelblau mit Gold und das schön die mächtigen, prunkenden Barokaltäre und das herrliche Rokotogestühl, das undert Kleinod der Kirche. Vieles ist noch zu trägt alte sehen und zu sagen vom ehrwürdigen 1493, eine Kreuzgang, vom Josef-Saal. Du kommst ein mal in Bronnbach auf deine Rechnung als ers von

Wander  
 fromme  
 zuhörst  
 dich erl  
 des in  
 kannte  
 dessen  
 Vater  
 fürstlich  
 macht d  
 Nun  
 wandern  
 Uffig  
 freundli  
 Kapelle  
 selberge  
 geologis  
 Als M  
 nicht je  
 kenlande  
 grünen  
 Niklas  
 Bronnb  
 auf de  
 ebene  
 Dörlesb  
 Wald un  
 ten im  
 des M  
 liegt; d  
 ab die g  
 Speffart  
 von scha  
 herüber  
 haupte,  
 Meter).  
 trefflich  
 und bet  
 der hl.  
 Am T  
 zieht von  
 session h  
 ganz W  
 hinaufma  
 gahren,  
 in der  
 eben alle  
 Wenn der  
 Rubel wie  
 herrliche  
 und das  
 stunde f  
 undert  
 1493, eine  
 Du kommst ein mal  
 als ers von

affigen  
en ist,  
elstein,  
ngel-  
schlechte  
Julius  
nders  
ulius-  
um den  
nach-  
dienter  
ns. —  
unserer  
er, der  
Pro-  
rwerke  
ind. —  
stiges,  
n ein  
erperle,  
e Wan-  
ndenen,  
baldern  
t dich,  
n Bil-  
chendes  
e, wo  
Sachen  
ich aus  
auben-  
t Leben  
ber geht  
en, ver-  
ebt hat  
Alltäg-  
spitzer  
Kloster-  
deutend-  
nds ist,  
romani-  
geweiht,  
hat das  
Bilger  
Zister-  
inwesen-  
shnen, wie die Monstranz  
s Zubi-  
n der Sonne funkelt, wie  
ist eine  
ben alles auf die Knie fällt,  
ff. In  
wenn der Segen erteilt wird,  
en Ruhe  
er wie unsichtbare Wellen sich über das  
malung,  
errliche  
Landschaftsbild ausbreitet. —  
old und  
das schöne Dorf Uffigheim liegt 1/2  
okaltäre  
Stunde südlich. Der aus dem 12. Jahrh.  
hl., das  
undert  
stammende  
festungsartige Turm  
noch zu-  
ragt alte  
prächtige  
Glocken, eine  
Djanna  
würdigen  
1493, eine  
andere von  
1515. In  
der Kirche  
kommt ein  
merkwürdiges  
Grabmal  
eines  
Rit-  
ung als  
ers von  
Uffinke,  
der 1376  
geheimnisvoll

Wanderer, als Kunstverständiger, als frommer Pilger, wenn du dem Chorgebet zuhörst und das liebliche Salve Regina dich erhebt. — Das Kloster ist im Besitz des im katholischen Deutschland wohlbekanntesten Fürsten Alois von Löwenstein, dessen Vater bekanntlich als Dominikaner-Pater Raimundus gestorben ist. Aus der fürstlichen Brauerei ein guter Schluck macht dir den Abschied leichter. —

Nun wollen wir eine Bergwanderung machen hinauf zur Uffigheimer Kapelle, die freundlich heruntergrüßt. Die Kapelle steht auf einem Inselberge, der den Fachleuten geologisch sehr interessant ist. Als Aussichtspunkt hat er nicht seinesgleichen im Frankenlande. Tief zu Füßen im grünen Taubertale sieht man

Niklashausen, Gamburg, Bronnbach, Reicholzheim, links auf der fruchtbaren Hochebene Steinbach, Sundheim, Dörlesberg. Rastig, alles von Wald umrahmt. Weiter hinten im Norden ist der Kessel des Maintals, wo Wertheim liegt; das Gesichtsfeld schließt ab die grüne, breite Wand der Spessartberge und rechts davon schauen die Röhnhöhen herüber mit ihrem Oberhaupt, dem Kreuzberg (900 Meter). Da oben läßt sich's trefflich sinnen und träumen und beten. Die Kapelle ist der hl. Dreifaltigkeit geweiht. Am Dreifaltigkeitssonntag zieht von Uffigheim die Prozession herauf. Das ist etwas ganz Wunderbares, wie die hat das Bilger langsam den Berg hinaufwallen mit den bunten Fahnen, wie die Monstranz der Sonne funkelt, wie ist eine eben alles auf die Knie fällt.

Inwenn der Segen erteilt wird, Ruhe er wie unsichtbare Wellen sich über das malung, errliche Landschaftsbild ausbreitet. — old und das schöne Dorf Uffigheim liegt 1/2 okaltäre Stunde südlich. Der aus dem 12. Jahrh. hl., das undert stammende festungsartige Turm noch zu- ragt alte prächtige Glocken, eine Djanna würdigen 1493, eine andere von 1515. In der Kirche kommt ein merkwürdiges Grabmal eines Rit- ung als ers von Uffinke, der 1376 geheimnisvoll

ermordet wurde. Er war ein arger Antisemit und hatte geschworen, alle Juden, die er erwischen könne, umzubringen. Tatsache ist, daß in jener Zeit eine heftige Judenverfolgung in Franken statt fand. Uffigheim ist auch die Heimat des hiesigen Kalenderlesers bekannten Stadtpfarrers Knebel, früher lange in Mannheim, jetzt in Freiburg, und des in der Residenz wohnenden Hauptlehrers W. A. Verberia, des



St. Allianskapelle in Wertheim.

Gründers des Katholischen Lehrervereins in Baden, der sich auch als Dichter und Verfasser religiöser und weltlicher Bücher einen Namen gemacht hat.

Nun wieder zum Taubertal hinunter und dem Endziel Wertheim zu an der Mündung der Tauber in den Main. Von Bronnbach führt ein Höhenweg in einer Stunde dorthin. Klein Heidelberg auch

genannt, nicht ganz ohne Recht. Das ungefähr 4000 Einwohner zählende Amtstädtchen, das durch seine Lage viel Verkehr und Industrie hat, liegt in unvergleichlicher Stelle in der Gabelung von Main und Tauber, unterhalb der mächtigen Ruine Löwenstein. Nicht bloß gewöhnliche Leute, auch Fachkennner sind entzückt von der Krone unter allen Städtchen des badischen Frankenlandes, das nach dem Urtheil eines großen Kunstkenners zu den schönsten Ortsanlagen in Südwestdeutschland zählt. Ich kann das herrliche Bild nicht beschreiben, die alten Thürme, die charaktervollen Hausbauten, die schönen Brunnen, die aus katholischer Zeit stammende evangelische Kirche, die ein wahres Museum an schönen Grabdenkmälern ist, nebenan die gotische Kilianskapelle — neu hergestell —, ein Juwel der Baukunst, wo jetzt Altertümer aufbewahrt werden; „eine überraschende Fülle alter, künstlerischer, bedeutamer Baudenkmale“. Das ganze Bild beherrscht die Burg, seit dem dreißigjährigen Krieg eine Ruine, und zwar „eine der großartigsten Deutschlands“.

Feierlich langsam zieht der Main, der Frankenstrom, hin; er bildet hier die Grenze zwischen Baden und Bayern. Drüben am Ufer liegt das Dorf Kreuzwertheim, auf dem Löwensteinschen Schloß weht die blau-weiße bayerische Fahne. Wertheim ist ein Thor in den Speßart, dessen Vorberge sich jenseits des Mains erheben. Ein Bähnchen führt dem Main entlang von Lohr herkommend nach dem interessanten Miltenberg. Schöner noch ist eine Wanderung zu Fuß, wobei wir das lieblich gelegene, auch mit einer Ruine gekrönte Freudenberg berühren, das letzte badische Städtchen des „Hinterlandes“.

Jetzt sind wir am Ende unseres Wanderns im badischen Frankenlande angekommen. Manches schiefe Urtheil wird fallen müssen. Ein charakteristisches Stück Heimat haben wir gesehen; Land und Leute haben ihre besondere Art, die man, wenn man sie kennen gelernt hat, lieb gewinnen kann. Einem badischen Franken, einem „Hinterländer“, wird man es am wenigsten übelnehmen, wenn er meint: In der Heimat ist es schön!

## Knallerbsen und etwas zum Zeitvertreib.

Johann Sebastian Bach,

der vom Jahre 1723 bis zu seinem Tode als Kantor an der Thomaskirche zu Leipzig wirkte, besaß daselbst einen Bälgetreter, der in jeder Beziehung als ein Original bezeichnet werden durfte. Der Wadere schätzte seine Mithilfe an den künstlerischen Erfolgen Bachs durchaus nicht zu niedrig ein und so kam es denn zuweilen vor, daß er nach einem großen Orgelkonzert mit einem gewissen Selbstbewußtsein äußerte: „Heute haben wir uns wieder einmal hören lassen. Ich bin herzlich müde davon, aber was soll man tun? Ich kann doch den Herrn Bach nicht im Stiche lassen.“

### Erbsenlotterie.

Auf eine Tischplatte werden 10, 20 oder 30 Erbsen gelegt, und zwar in gewissen Abständen. Außerdem erhält jeder Mitspielende die gleiche Anzahl Erbsen, wie auf dem Tische liegen. Der Reihe nach werden nun jedem Beteiligten mit einem Taschentuche die Augen verbunden, worauf dieser an den Tisch geführt wird. Hier wird ihm eine Kaffeetasse oder ein Glas (mit der Oeffnung nach unten) in die rechte Hand gegeben, worauf der Spieler mit den verbundenen Augen sein Glück versuchen muß, indem er das Gefäß siebenmal hintereinander auf den Tisch stülpt. Die Erbsen, die

er deckt, kann er sich behalten, dagegen muß er sieben Erbsen nachträglich in die Lotterie zahlen, d. h. auf den Tisch legen. Sind alle Spieler siebenmal durch, so wird „Kasse gemacht“; wer die meisten Erbsen besitzt, ist der Gewinner des Spiels!

★

**Berufskennzeichen.** Gast (zu einem Kellner-Piccolo): „Wie bist du denn dazu gekommen, Kellner zu werden?“ Piccolo: „Der Herr Lehrer hat immer gesagt, ich solle nur Kellner werden.“ Gast: „Ja, warum hat er denn das gesagt?“ Piccolo: „Weil ich beim Rechnen immer mehr herausbrachte, als wie es gemacht hat!“

**Einfach.** In einer Stadt hat beim dortigen Jahrmarkt auch ein sogenannter billiger Jakob seinen Stand aufgeschlagen. Er bietet ein Paar Hosenträger feil. „Leute, seht her,“ ertönt es, „diese prima Friedensware, die sonst 10 Mk. kostet, kostet heute nur 7 Mk. 50 Pfg., und weil mein Geburtstag ist, 5 Mk. 50 Pfg., weil heute Markttag ist, nur 3 Mk., und weil ich meiner Alten nichts mehr davon nach Hause bringen darf, 2 Mk.“ Troßdem findet sich kein Käufer. „Billiger kann ich sie nicht lassen; und wenn euch das noch zu teuer ist, so schlaget euch 'nen Nagel in den Rücken und hängt eure Hose dran uff!“

Wenn die Haut er dazu stricken, den Füß geschickte lichen Jungenergen, das die es f Nef, da scheiden. was ein Guter wenn ei zu sein Machwe Meisterf auf die rechten lich mit „Lieber mag's b Vogelnef kein B selber g sagen de

Alle ander g vom erf diesem g gelernt, ihre Ku Spinnen ebenso j schlechts aber ma

Das künstlic Ja, man einmal i Zeit daz erf eine denken nung; üb Vogelnef Tadel. zu wenig den Zw Natur if Aber der

## Betrachtung über ein Vogelnest.

Von J. P. Hebel.

Wenn der geneigte Leser ein Finkenest in die Hand nimmt und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er sich auch so eins zu stricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig feinen, künstlichen Instrumentlein kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkenest gleichsieht, und alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. Alsdann bildet sich der Künstler etwas ein und meint, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazukäme und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Kunstherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken und dich mit dem rechten Auge kurios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkenest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, du Pfluscher hast's selber gemacht?“ Das wird zu dem Künstler sagen der Fink.

Alle Finkenester in der Welt sehen einander gleich, wie fast die Kirchen der Jesuiten, vom ersten im Paradies bis zum letzten in diesem Frühling. Keiner hat's vom andern gelernt, jeder kann's selber. Die Mutter legt ihre Kunst schon in das Ei. Ebenso alle Spinnengewebe, ein jedes nach seiner Art; ebenso jede Franziskanerkutte des Raupengeschlechts in seiner Art. Man weiß es wohl; aber man denkt nicht daran.

Das erste Nest eines Finken ist schon so künstlich, wie sein letztes. Er lernt's nie besser. Ja, manches Vierlein braucht sein Gespinnst nur einmal in seinem Leben und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerst eine ungeschickte Arbeit machen müßte und denken wollte: Für dieses Jahr ist's gut genug; übers Jahr mach ich's besser. — Jedes Vogelnest ist ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran und nicht zuviel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lehrplatz, lauter Meisterstücke. Aber der Mensch, was er zur Geschicklichkeit

bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige von dem Meister, der selber keiner ist. Denn kein menschliches Werk ist vollkommen. Hat der geneigte Leser noch nie eine Uhr gekauft? Und wenn er meinte, jetzt geht sie am besten, so blieb sie stehen; oder ein Paar Stiefel? Einmal sind sie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den ersten acht Tagen wird ein Absatz rebellisch und will desertieren.

Also ist ein Mensch noch weniger als ein Fink? — Nichts nuh. — Denn erstlich: Nicht der Vogel baut sein Nest, und nicht das Würmlein bettet sein Schlafbett, sondern der ewige Schöpfer tut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein und, sozusagen, den Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum einerlei Blüten und Früchte bringt. Deswegen kann auch der Mensch kein Vogelnest und keine Spinnenwebe nachmachen. Gottes Werke macht niemand nach.

Zweitens: Wie der ewige Schöpfer an seinem Ort jedem genannten Geschöpf seine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anders, wie es nach seinem Zwecke und Bedürfnis recht ist, also hat er dem Menschen etwas von seinem göttlichen Verstand lassen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und hantieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Palast, eine Kirche, jedes nach anderer Weise, item eine Kirchenuhr, item eine Orgel mit achtundvierzig Registern, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Nester bauen; er kann keinen Kalender schreiben, noch viel weniger drucken.

Drittens hat der ewige Schöpfer dem Menschen die Gnade verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Übung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke selber hinbringen kann, wenn schon nie ganz. Das ist seine Ehre und sein Ruhm.



## Der versteinigte Bräutigam.

Eine lustige Geschichte von Reimmichl.

Wenn der Fegpeter bei einer Heirat etwas zu tun hatte, gab es allemal einen Spaß. Nie jedoch wurde so viel gelacht, als da der Wald-Jörg die Rollen-Rosl nahm. Das ging so.

Der Wald-Jörg lebte auf seinem einsamen Bergshof, weitab von den Leuten und Häusern. Wochenlang sah der Jörg außer seiner alten Haushälterin keine menschliche Seele innerhalb seiner Grundmarlung, aber die Bäume des Waldes schritten ihm fast zur Haustüre hinein. Da er auch Sonntags nicht Zeit fand, weiter als bis in den hintersten Kirchenwinkel zu rutschen, um vor dem letzten Evangelium wieder schnell den Heimweg anzutreten, verwilderte der Jörg allmählich. Sein dichtes schwarzbraunes Haupthaar wuchs ihm tief in die Stirne herein, über die Ohren hinaus und weit hinter den Rockragen herunter, sein struppiger, zotteliger Vollbart überdeckte mehr als die Hälfte des Gesichts und stieg nachgerade fast bis zu den Augen hinan. Sommer und Winter ging der Jörg im selben Kleid, aus dickem, grauem Voden, mit einem schimmelfigen Sturmhut auf dem Kopfe. Ob seine Ausstattung am Sonntag eine andere war als am Werktag, konnte niemand sagen; aber der Jörg durfte sich auch nicht wundern, daß die Leute ihn den „Waldbär“ nannten. — Dem Neußern nach hätte er für einen starken Fünfziger gelten können und doch war er letzten Quatember erst in sein dreißigstes Lebensjahr getreten. Und just um diese Zeit ging der Jörg auf Heiratswegen. Seine Wirtschafterin, die Alters halber nicht mehr imstande war, den Haushalt zu führen, hatte auf Lichtmessn gekündigt; dadurch kam der Jörg in die Zwangslage, nach einem andern Mensch sich umzusehen, und er beschloß, statt einer Magd ein Weib zu nehmen. Unter allen Töchtern von Grünsteig gefiel ihm aber keine so sehr als die Rollen-Rosl, er wollte auch keine andere zur Waldhofbäuerin erheben. Mitte Jänner ging der Jörg auf Brautwerbung. Da er auf seine Rednergabe kein großes Vertrauen hatte, ging er nicht allein, sondern nahm den Fegpeter als Begleiter mit; dieser sollte, wenn die Rede abbrach, die Trümmer wieder aufnehmen und neu zusammenknüpfen. In bester Stimmung kamen die Werber in den Rollenhof. Die Rosl schien jedoch über den Antrag keinesfalls entzückt und lange Zeit wollte sie nicht in den borstigen, knorrigen Holzapfel beißen. Erst

nachdem ihr der Fegpeter die Zähne nach dem prächtigen Waldhof, nach den schönen Feldern und den klingenden Talern des Jörg wässerig gemacht hatte, gab sie ihr Jawort; aber sie stellte eine Bedingung, nämlich, daß der Waldhofer sich vom Schneider und Bartscherer gründlich kultivieren lasse, damit er einem Menschen gleichsehe. Als der Jörg mit der Antwort zögerte, machte der Fegpeter an seiner Statt die feierliche Zusage:

„Ja, auf Ehre, funkelnagelneu kleiden tut er sich und rasieren und polieren, daß er herschaut wie ein Graf.“

Auf Grund dieses Versprechens wurde der Handel geschlossen. Dem Jörg schien derselbe nicht ganz zu gefallen, aber erst am Heimwege äußerte er sich:

„Du, Peter, die Rosl ist eine Hohe, eine Stolge, hätt's nicht gemeint.“

„Der wollen wir schon die Augen auswaschen und sie soll noch ganz klein werden“, lachte der Peter, „folgen aber mußt mir.“

Zu folgen versprach der Jörg. Nachdem er mit dem Peter in dessen Wohnung eine lange Verhandlung gepflogen hatte, stieg er in munterer Laune den Berg hinauf.

Beim Handschlag und beim Examen hatte sich der Jörg noch in keiner Weise verändert. Bei der ersten und zweiten Verkündigung trug er immer noch seinen zollbicken, grauen Voden und den verschrumpften Sturmhut, der Bart schlug über seinem Gesichte zusammen und die Haarzotten stauten sich am Rockragen. Bei der dritten Verkündigung war er noch der alte struppige Waldbär. Da schrieb ihm die Braut einen Zettel, des Inhalts: Wenn er nicht vor der Hochzeit sich einer gründlichen Kultivierung unterziehe, renne sie noch am Altare von ihm weg; sie wolle einen Menschen heiraten und kein Borstentier. Das Schreiben wurmte den Bräutigam ein bißchen, aber er gab keine Antwort.

So kam der Hochzeitstag. In aller Herrgottsfrühe, ehe der Morgen graute, schlich der Jörg zum Fegpeter ins Dorf hinab. Der Peter wartete schon auf ihn und nahm sogleich die Verschönerung des Bräutigams mit aller Kraft und Kunst in die Hand. Länger als zwei Stunden arbeitete er mit Schere und Messer, mit Bürste und Kamm, mit Wasser und Seife. Krachend fielen die Haarstöcke und Bartstruppen unter der Schere, knisternd brach der Urwald zusammen. Das ganze Gesicht von

oben blank  
antlig  
nicht d  
sehen.  
schnitt  
Stirn  
geformt  
des An  
chens ei  
das Ge  
Nadel  
des Wa  
wendet.  
die sar  
Knöpfe  
weißen,  
lange H  
angefos  
dung un  
reich, s  
Bande t  
geffen.  
Kette h  
nagelne  
nen Se  
setzte er  
der Brä  
tretend.  
er währ  
gekichert  
lächter  
entzückt  
großen  
dem Br  
und sch  
Mund i  
außer si  
„Him  
„Haf  
vielleicht  
lachte de  
Und  
Spiegel.  
junges,  
gegen, n  
vorwuch  
sich; den  
sein.  
„Bin  
ums and  
„Frei  
lachend  
nimmer?  
„Bete  
die Hoch  
phierte r

oben bis unten wurde glatt rasirt, spiegelblank schälte es sich heraus wie ein Pfarrerantlitz am Ostersonntag und schließlich war nicht das geringste Haarwürzelchen mehr zu sehen. Auch das Haupthaar wurde fein zugeschnitten, gestriegelt, geschneigelt und über der Stirn mittels Seife in einen zierlichen Scheitel geformt. Daran schloß sich eine Erneuerung des Anzuges. Der Ferpeter war seines Zeichens ein Schneider und er verstand, obwohl er das Geschäft nur selten betrieb, meisterhaft die Nadel zu handhaben. Für das Hochzeitskleid des Wald-Jörg hatte er all seine Kunst angewendet. Die feingebügeltten schwarzen Hosen, die samtene Weste mit den schimmernden Knöpfen, der blaue Schlops unter dem schneeweißen, steifen Hemdtragen, der dunkle halblange Rock — alles stand dem Bräutigam wie angegossen. Nicht ganz bäurisch war die Kleidung und nicht ganz städtisch, aber proper und reich, so wie die Großbauern drunten im Lande trugen. Und nichts hatte der Peter vergessen. Eine silberne Uhr mit funkelnder Kette hängte er dem Jörg in die Weste, einen nagelneuen Hut mit einem handbreiten grünen Seidenband, flott aufgestecktem Gernsbart setzte er ihm auf das Haupt — und nun war der Bräutigam fertig. — Drei Schritte zurücktretend, musterte der Peter sein Werk. Hatte er während der Zurichtung nur immerfort leise gekichert, so brach er jetzt in ein schallendes Gelächter aus und schlug sich mit beiden Händen entzückt auf die Knie. Dann nahm er den großen Spiegel von der Wand und reichte ihn dem Bräutigam. Dieser guckte hinein, schaute und schaute, dabei gingen ihm Augen und Mund immer weiter auf. Plötzlich schrie er außer sich:

„Himmel Laudon, wer ist denn das?“

„Hahaha — nimm ihn grad bei der Nase, vielleicht sagt er dies nachher, wer er ist“, lachte der Ferpeter.

Und wiederum schaute der Jörg in den Spiegel. Aus demselben starrte ihm ein blutjunges, glattes, bartloses Schmalzgesicht entgegen, welches aus einem modischen Kleid hervorstach. Täuschten ihn seine Augen? Sicherlich; denn so jung und hübsch konnte er nicht sein.

„Bin ich's oder bin ich's nicht?“ rief er ein ums anderemal.

„Freilich bist es, Waldhofer“, sagte auflachend der Peter; „gelt kennst dich selbst nimmer?“

„Peter, ich glaub, daß mich die Braut und die Hochzeitsleute auch nicht kennen“, triumphtierte nun der Jörg.

„Kein Mensch kennt dich. Selbst deine eigene Mutter, wenn sie noch lebte, tät fremd an dir vorbeigehen.“

„Das gibt einen Hauptpaß bei der Frühstückstafel.“

„Ja, eine Mohnenkeß gibt es, wenn du deine Rolle gut spielst. — Paß auf, Jörg, was ich dir sag. — Du gehst jetzt zum Fiegl-Wirt hinab und mischst dich unter die Hochzeitsgäste. Aber red nicht viel und stell dich heiser. — Später komm ich nach und gebe dich für einen Landbauer aus, der als Militärkamerad des Bräutigams auch zur Hochzeit gekommen ist.“

Dem Jörg gefiel der Plan; da ihm mit der Verjüngung seines Aeußern auch der Mut gewachsen war, nahm er furchtlos das Spiel auf.

Drunten beim Fiegl-Wirt waren noch keine Gäste; darum setzte der verwandeste Bräutigam sich hinter ein Ecktschchen am Ofen und schaffte sich ein Seidel Wein an. Die Kellnerin und der Wirt hielten ihn für einen Fremden; da er sich als stockheiser ausgab und nur ein paar krächzende Töne hervorwürgte, verschonten sie ihn mit Fragen und ließen ihn allein. Nach einer Weile rückten die Braut und ihre Nachbarn und Verwandten in den Saal und hockten lärmend um die gedeckte Frühmahlstafel. Alle musterten neugierig den fremden Gast am Ofen, jedoch niemand erkannte ihn. Dem Wald-Jörgl kribbelte das Zwerchfell und er mußte sich stärker auf die Zunge beißen, daß er nicht hell aufschrie. Aber bald konnte er sein Lob singen hören.

„Wo ist denn der Baldmensch?“ rief ein Vetter der Braut; „am End hat er vergessen, daß er Hochzeiter ist.“

Und gleich fielen andere Stimmen ein:

„Der hält an seinem alten Brauch — vor der Wandlung kommt er sicher nicht — — hahahaha.“

„Und die Braut mag schon stark anhängen, sonst läuft er vor dem Segen wieder davon.“

„Zum Mittagessen kommt er schon — früher auf keinen Fall; denn er muß erst Unterholz schneiden im Gesicht und das ist eine lange Arbeit.“

„Hahahahaha, hahaha.“

„Wenn er die ganze Alm zwischen seinen Ohrwascheln putzen will, mögen wir bis Georgi warten.“

„Hahahahaha, hahaha.“

„Jetzt im Winter denkt er sicher nicht ans Räumen und Putzen, weil er sich nicht verkühlen mag.“

„Ja, ja, er kommt bestimmt in der alten Lodenhaut und samt der ganzen Wolle.“

„Nein, so darf er mir nicht kommen“, fuhr die Braut zornig auf; „er hat versprochen, daß er sich vor der Hochzeit kultivieren läßt. Wenn er es nicht tut, hat er mich gesehen.“

„Du glaubst also an seine Verschönerung?“

„Auf seine Verschönerung gib ich nichts, aber ein Mensch werden soll er“, knirschte die Braut.

Den Bräutigam hinten am Ofentischchen ärgerten die zweifelhaften Schmeicheleien ein bißchen, aber seine innere Lustigkeit behielt doch das Uebergewicht und er horchte vergnügt der Unterhaltung zu.

Es verging eine Stunde und immer noch tauchte kein Bräutigam auf. Da wurde der Brautvater ängstlich.

„Es ist ein Elend mit dem Waldkauz“, sagte er, „wir müssen jemand hinausschicken und ihn holen lassen, sonst veräumt er akkurat die eigene Hochzeit.“

„Nein, nachlaufen tun wir ihm nicht und betteln noch weniger“, kreischte die Braut, „wenn er seinen Weg nicht weiß, dann weiß ich den meinigen.“

In diesem Augenblick kam der Ferpeter zur Türe herein. Viele Stimmen schrieten ihm entgegen:

„Wo ist denn der Bräutigam?“ — „Warum kommt er solange nicht?“

„Weiß nicht“, versetzte der Peter lachend, „bin ich denn der Hüter des Bräutigams? Ich hab gemeint, er ist längst schon da.“

„Schnecken ist er da!“ — „Der tut noch Kühe melken droben.“ — „Und Hennen füttern.“

Als der Peter den Wald-Jörg am Ofentischchen erblickte, trat er auf ihn zu und sagte:

„Ah, grüß Gott, Hieronymus; bist wohl kommen!“ Dann zog er ihn an die Braut-  
tafel herüber und stellte ihn vor:

„Das ist der Grobharler von Treffenbach, ein Militärkamerad des Bräutigams, den der Jörg eigens zu der Hochzeit geladen hat.“

Man begrüßte den vermeintlichen Landbauer auf allen Seiten. Niemand erkannte ihn; er aber reichte der Braut die Hand, indem er hüftelte und krächzte:

„Jungfrau — hhh — Braut — hh ha — ichhh wünschhh viel Glückhh — hhh.“

„Danke schön“, erwiderte die Rosl; „du bist ja heiser wie eine Stalltür. Mußt einen Glühwein trinken und darfst dich mit dem Reden nicht anstrengen.“

Verkniffen lachend setzte sich der unerkannte Bräutigam mit dem Ferpeter just der Braut gegenüber.

Und da erklang schon vom Turm das Erste läuten. Eine fürchterliche Aufregung bemächtigte sich jetzt der Braut und ihrer Sippschaft.

„Benigstens sagen lassen mücht er's, wenn er nicht kommt“, jammerte der alte Nollenhofer.

„Ein ungehobelter Klachel ist er immer gewesen, der von einer Schickslichkeit nichts weiß“, sagte ein anderer.

„Ja, er ist ein richtiger Waldteufel, der sich um Gott und Menschen nicht kümmert“, schimpfte der Brautführer.

„Zerreißen könnt ich ihn!“ geiferte die Braut.

„Er muß aber bestimmt hier sein“, schrie der Ferpeter dazwischen, „ich hab ihn frühmorgens schon im Dorf herumtun gesehen.“

„Wo steckt er etwa nachher?“ rief zornig der Brautvater.

„Vielleicht ist er gar nicht weit; — ich hab so eine Ahnung“, lachte der Ferpeter; „was gebt ihr mir, wenn ich ihn ausfindig mach und in kurzer Zeit an die Tafel herbring?“

„Einen Hosenknoß gib ich dafür“, sagte giftig die Braut.

Anderer lachten und schrien:

„Ich gib einen Kreuzer.“

„Ich einen Zepf.“

„Einen Sechser gib ich.“

„Ich biet einen Zwanz'ger.“

Der Ferpeter stieß den Wald-Jörg unter dem Tisch an und nun erhob sich der vermeintliche Landbauer, indem er mit seiner klaren natürlichen Stimme sagte:

„Hoho — so billig laß ich den Bräutigam nicht versteigern; ich seh hundert Gulden, daß ihr euch Augengläser laufen mögt.“

Wie von Hornissen gestochen fuhren die Gäste empor und aller Augen hingen an dem Sprecher. Das war akkurat die Stimme des Wald-Jörg — aber die Gestalt, der Mensch, das Gesicht hatten gar keine Ähnlichkeit — nicht zu denken! — Unmöglich!

Wiederum öffnete der Jörg seinen Mund und sagte lachend:

„Der Waldteufel kommt heute nicht; aber vielleicht könnte ich die Stelle des Bräutigams vertreten — heißt das, wenn ich der Braut kultiviert genug bin und wenn sie mich nicht vorher zerreißen will.“

Nun gingen der Braut die Augen wie zwei Feuerräder auseinander, sie starrte den Jörg wie verzaubert an, plötzlich schrie sie in gellenden Tönen:

„Himmlißches Jerusalem!... Alle heiligen Nothelfer!... Ooooo — du — du — du — du —“

Dar  
den St  
sicht un  
die Göt  
zupften  
lärmte  
Jörg?  
mußt  
einem  
— „Su  
— An  
digung  
Ferpeter  
Spektak  
Hand r  
Der

10

1. S  
bewohn  
Verfeh  
der M  
frau, J  
bei ein  
etwas;  
zurück  
gossen,  
auf die  
den A  
du ein  
dich, u  
Kinder

M  
r  
C





(10), 19/10 (10) Wesse, Heibelsheim 21/4, 20/10 R. Heiligenberg 13/5, 11/11 R. Schöm. Heiligkreuz-Reinach 31/3, 16/5, 15/9, 24/11 R. Peimbach 20/10 R. Schönbühl, Heisterheim 7/1, 4/2, 3/3, 7/4, 5/5, 2/6, 7/7, 4/8 R. Pöschel, 25/8 R. Pöschelhof, 6/10, 8/11 R. Pöschel, 1/12 R. Pöschel-Reifenberg. Helmstadt 20/8, 20/10 R. Herbolzheim 18/3, 10/6, 28/10 R. Schönbühl, Herrschried 19/3, 10/6, 7/8, 8/10 R. Pöschel, Hilsbach 21/4, 29/6, 15/9 R. Hilsingen 4/1, 1/2, 7/3, 4/4, 2/5 R. Schöm, 19/5 R. Pöschel, 6/6, 4/7, 1/8, 5/9, 3/10 R. Schöm, 7/11 R. Schöm, 25/11 R. Pöschel, 5/12 R. Schöm. Hintergarten 20/5, 23/9 Hatten. Hohenheim 27/3, 18/11 R. Hörden 22/4, 17/6, 2/10 R. Pöschel, Hornberg 5/1, 2/2, 1/3 R. Schöm, 20/3 R. Pöschel, 5/4, 3/5 R. Schöm, 15/5 R. Pöschel, 7/6, 5/7, 2/8 R. Schöm, 21/8 R. Pöschel, 6/9, 4/10, 8/11 R. Schöm, 20/11 R. Pöschel, 6/12 R. Schöm, 29/12 R. Pöschel. Hülzingen 2/12 R. Pöschel. Hünzheim 12/5 R. Pöschel, 8/5, 25/9 R. Pöschel, 14/5 (2) R. (1) R. Schöm, 29/10 (2) R. (1) R. Schöm. Immenstadt 2/5, 27/10 R. Jittersbach 10/1 R. Pöschel, 13/3 R. Pöschel, 8/5 R. Pöschel, 10/7 R. Pöschel, 11/9 R. Pöschel, 13/11 R. Pöschel, 14/1, 11/2, 10/3 R. Pöschel, 1/4 (2) R. Schönbühl, 14/4, 12/5, 10/6, 14/7, 11/8, 8/9, 13/10, 10/11 R. Pöschel, 25/11 (2) R. Schönbühl, 812 R. Kappelrodt 9/7, 15/10, 12/11 R. Karlsruher 2/1 R. Pöschel, 30/1 R. Pöschel, 27/2 R. Pöschel, 5/3 R. Pöschel, 2/4 R. Pöschel, 30/4 R. Pöschel, 28/5 R. Pöschel, 4/6 R. Pöschel, 7/7 (10) R. Pöschel, 25/6 R. Pöschel, 2/7 R. Pöschel, 30/7 R. Pöschel, 6/8 R. Pöschel, 27/8 R. Pöschel, 3/9 R. Pöschel, 24/9 R. Pöschel, 2/10 R. Pöschel, 29/10 R. Pöschel, 1/11 (10) R. Pöschel, 5/11 R. Pöschel, 26/11 R. Pöschel, 3/12 R. Pöschel, 31/12 R. Pöschel, 17/1, 7, 21/2, 6, 20/3, 3, 16/4 R. Schöm, 21/4 R. Schöm, 22, 30/4, 15/5, 5/6 R. Schöm, 9/6 R. Schöm, 10, 18/6, 3, 17/7, 7, 21/8, 4, 18/9 R. Schöm, 30/9 R. Schöm, 2, 16/10, 6, 20/11 R. Schöm, 25/11 R. Schöm, 4, 18/12 R. Schöm. Keningingen 8/1, 12/2, 11/3, 8/4 R. Schöm, 29/4 R. Pöschel, 13/5, 10/6, 8/7 R. Schöm, 19/8 R. Pöschel, 10/10, 11/11 R. Schöm, 4/12 R. Pöschel, 9/12 R. Pöschel. Kippenheim 25/2, 20/10, 17/11 R. Kleinlautenburg 10/3, 4/8, 17/11 R. Königsdorf 2/6, 20/10 R. Königshofen 13/3, 10/4, 8/5, 12/6, 10/7, 14/8, 11/9 R. Schöm, 28/9 (8) R. Konstanten Frühjahrsmesse (auch gr. Schönbühl, Holzgesch., Hahn- u. Wollm-Markt), am ersten Werktag in Verb. mit R. Schöm v. 18-24/5 einschl., für Schaubuden bis 25/5 einschl.; Herbstmesse (auch gr. Schönbühl, Holzgesch., Hahn- u. Wollm-Markt) am ersten Werktag in Verb. mit R. Schöm v. 19-25/10 einschl., für Schaubuden bis 26/10 einschl.; 22/12 R. Schöm. Korf 27/10 (2) R. Krautheim 7/2 R. Pöschel, 10/3 R. Pöschel, 3/7 R. Pöschel, 22/7 R. Pöschel, 6/11 R. Pöschel, 1/12 R. Pöschel. Krozingen 4/2, 20/10 R. Schöm. Kriechheim 13/2 R. Pöschel, 12/3 R. Schöm, 26/3 R. Pöschel, 9/4 R. Schöm, 23/4 R. Pöschel, 21/5, 18/6, 16/7, 13/8, 10/9 R. Schöm, 14/9 R. Pöschel, 9/10 R. Schöm, 19/11 R. Pöschel. Kuppenheim 13/10 R. Kürnbach 27/3 (2), 27/10 (2) R. Kürzel 1/7 R. Pöschel, Lahe 8/1, 12/2, 11/3 R. Pöschel, 8/4 R. Pöschel, 13/5, 10/6, 8/7, 12/8 R. Pöschel, 19/8 R. Schönbühl, 20/8 R. Pöschel, Präm., auch Zuchtier und Boden, 9/9, 14/10 R. Pöschel, 4/11 R. Schönbühl, 11/11, 9/12 R. Pöschel, 16/12 R. Schönbühl. Langenbrücken 5/10 (2) R. Langenbrücken 20/3, 3/8, 17/7, 21/10 R. Pöschel, Landa 7/1, 4/2, 3/8 R. Schöm, 6/3 R. Pöschel, 7/4 R. Schöm, 5/5 R. Schöm, 2/6 R. Schöm, 2/7 R. Pöschel, 7/7, 4/8, 1/9, 6/10, 3/11, 1/12 R. Schöm, 20/12 R.

Sichtenau 8/5, 25/9, 27/11 R. Pöschel, id. Mitt. Limbach 14/3, 15/7, 20/10 R. Pöschel, 31/3, 5/6, 15/9, 6/11 R. Pöschel, Pöschel 14/1, 11/2, 10/3, 14/4 R. Schöm, 5/5 R. Pöschel, 10/6, 14/7, 11/8, 9/9 R. Schöm, 13/10 R. Pöschel, 10/11 R. Schöm, 29/12 R. Pöschel. Lirrach 3/1 R. Schöm, 17/1 R. Pöschel, 7/2 R. Schöm, 20/2 (2) R. Pöschel, 6/3 R. Schöm, 27/3 R. Pöschel, 3/4 R. Schöm, 24/4 R. Pöschel, 8/5 R. Schöm, 15/5 R. Pöschel, 5/6 R. Schöm, 26/6 R. Pöschel, 3/7 R. Schöm, 17/7 R. Pöschel, 4/8 R. Pöschel, 7/8 R. Schöm, 21/8 R. Pöschel, 4/9 R. Schöm, 24/9 (2) R. Pöschel, 25/9 R. Pöschel, 2/10 R. Schöm, 16/10 R. Pöschel, 6/11 R. Schöm, 20/11 R. Pöschel, 4/12 R. Schöm, 18/12 R. Pöschel. Malberg 31/3, 4/9, 25/11 R. Schöm. Malsh (Grl.) 18/3 (2) R. (1) R. Pöschel, 28/10 (2) R. (1) R. Pöschel. Malsh (Wiesloch) 29/6 (2) R. Pöschel. Maltersingen 5/8, 25/11 R. Mannheim 7/1 R. Pöschel, 10/1 R. Pöschel, 21/1 R. Pöschel, 24/1 R. Pöschel, 4/2 R. Pöschel, 14/2 R. Pöschel, 18/2 R. Pöschel, 28/2 R. Pöschel, 3/3 R. Pöschel, 13/3 R. Pöschel, 17/3 R. Pöschel, 27/3 R. Pöschel, 7/4 R. Pöschel, 10/4 R. Pöschel, 22/4 R. Pöschel, 24/4 R. Pöschel, 4/5 (10) R. Pöschel, 5/5 (3) R. Pöschel, 8/5 R. Pöschel, 19/5 R. Pöschel, 22/5 R. Pöschel, 2/6 R. Pöschel, 12/6 R. Pöschel, 16/6 R. Pöschel, 26/6 R. Pöschel, 7/7 R. Pöschel, 10/7 R. Pöschel, 21/7 R. Pöschel, 24/7 R. Pöschel, 4/8 R. Pöschel, 14/8 R. Pöschel, 18/8 R. Pöschel, 28/8 R. Pöschel, 1/9 R. Pöschel, 11/9 R. Pöschel, 15/9 R. Pöschel, 25/9 R. Pöschel, 5/10 (10) R. Pöschel, 6/10 R. Pöschel, 9/10 R. Pöschel, 22/10 R. Pöschel, 23/10 R. Pöschel, 3/11 R. Pöschel, 13/11 R. Pöschel, 17/11 R. Pöschel, 27/11 R. Pöschel, 1/12 R. Pöschel, 11/12 (14) R. Pöschel (1) R. Pöschel, 15/12 R. Pöschel, 24/12 R. Pöschel. Martdorf 21/1, 31/3, 16/6, 15/9, 17/11 R. Pöschel, 10/6 R. Pöschel. Medesheim 21/4, 27/10 R. Meersburg 5/12 R. Pöschel. Meringingen 9/6 (2), 15/9 (2) R. Pöschel, 14/1, 11/2, 10/3, 14/4, 12/5 R. Schöm, 10/6 (2) R. (1) R. Schöm, 14/7, 11/8, 9/9, 13/10, 10/11, 9/12 R. Schöm. Meßkirch 7, 21/1, 4, 18/2, 3, 17/3 R. Pöschel, 27/3 R. Pöschel, 7, 19/4, 5/5 R. Pöschel, 7/5 R. Pöschel, 19/2, 2/6 R. Pöschel, 5/6 R. Pöschel, 16/6, 7, 21/7 R. Pöschel, 24/7 R. Pöschel, 4, 18/8, 1, 15/9 R. Pöschel, 17/9 R. Pöschel, 6, 20/10 R. Pöschel, 23/10 R. Pöschel, 3, 17/11, 1/12 R. Pöschel, 11/12 R. Pöschel, 15/12 R. Pöschel. Minsingen 11/5 (2) R. Pöschel, Mörtingen 7/4 R. Pöschel, 5/5, 23/6, 21/7, 25/8, 6, 27/10, 24/11 R. Pöschel, Mutschweiler 24/3, 17/6, 21/7, 2/10 R. Pöschel, Mosbach 8, 22/1, 12, 26/2, 11, 25/3, 8/4 R. Schöm, 22/4 (2) R. (1) R. Schöm, 13, 27/5, 10, 24/6, 8, 22/7, 12, 26/8, 9/9 R. Schöm, 11/9 R. Pöschel, 23/9, 14, 23/10 R. Schöm, 10/11 (2) R. Pöschel, 11, 25/11, 9, 23/12 R. Schöm. Mudau 19/3, 29/7, 29/8, 17/11 R. Pöschel, Mühlheim 21/1, 18/2 R. Pöschel, 29/2 R. Pöschel, 17/3, 22/4, 19/5, 16/6, 21/7, 18/8 R. Pöschel, 13/9 R. Pöschel, 15/9, 22/10 R. Pöschel, 6/11 (2) R. Schönbühl, Weiskirch, 17/11, 15/12 R. Pöschel. Münsingen 5/5 (2), 27/10 (2) R. Pöschel. Neckarhöfheim 7, 21/1, 4, 18/2, 3, 17/3, 7/4 R. Schöm, 21/4 R. Schöm, 22/4, 5, 19/5, 2, 16/6, 7, 21/7, 4, 18/8, 1/9 R. Schöm, 15/9 R. Schöm, 6, 20/10, 3, 17/11, 1, 15/12 R. Schöm. Neckarz 9/6, 18/8 R. Pöschel. Neckargemünd 24/11 (2) R. Pöschel. Neckargerach 20/5, 20/10 R. Neurellert 9/6, 6/11 R. Pöschel, Neustadt 21/1, 31/3, 2/6, 23/7, 23/10 R. Pöschel, Nellingen 13/3, 8/5, 10/7, 11/9, 12/11 R. Pöschel, Nulshof 10/6, 1/12 R. Oberharmerbach 7/9, 19/10 R. Oberkirch 24/4, 7/8, 4/12 R. Oberstetten 9/7, 10/11 R. Obermittelsheim 21/1, 18/2, 17/3, 22/4, 19/5, 15/6, 21/7, 18/8, 15/9, 20/10, 17/11, 15/12 R. Schöm. Obrißheim 14/7, 10/11 R. Odenheim 12/10 (2) R. Odenburg 8/1 R. Pöschel, 15/1 R. Pöschel, 5/2 R. Pöschel, 19/8 R. Pöschel, 4/3 R. Pöschel, 11/3 R. Pöschel, 18/3 R. Pöschel, 1/4 R. Pöschel, 15/4

Die Buchdruckerei „Badenia“  
 In Karlsruhe, Adlerstraße 42, liefert alle  
 Drucksachen für Geschäfts- u. Privatbedarf  
 zu niedrigsten Preisen in bester Ausführung





2  
747  
256

B, 16/10, 11/11 RB, 11/12 B. Stuttgart 14/1, 14/4 B, 22/4 (2) RWagenLettler, 12/5 R, 21/5 (3) MöbelHolzKorbPorzStasGafner, 9/6, 14/7, 11/8, S. 15/9, 19/10, 10/11, 8/12 R, 15/12 (10) R, 17/12 (3) Möbel. Einz a. Redar 9/1 Beschw, 6/2 B, 4/3 RB, 27/3 Schaf, 2/4, 7/5 B, 5/6 RB, 11/6 Woll, 2/7 B, 4/8 Schaf, 6/8 B, 4/9 RB, 5/9 Schaf, 23/10 RB, 24/10 Schaf, 19/11 Beschw, 4/12 Schaf, 18/12 RB. Tübingen 12/2 B, 29/5 (2) R (1) B, 15/7 B, 18/11 (2) R (1)

BH. Tübingen 11/3, 6/5 RBSchaf, 16/6 (3) Woll, 8/7 RBSchaf, 1/9 (3) Woll (1) B, 14/10, 13/11 RBSchaf, 23/12 RB. Nim 15/1 B, 23/1 (2) R, 19/2 B, 3/3 (2) Leder, 11/3 (2) R, 18/3 B, 4/4 Schaf, 8/4 (2) R, 15/4 B, 14/5 Buchw, 20/5 B, 16/6 (6) R, 17/6 (2) R (1) B, 19/6 (3) Woll, 15/7 B, 25/7 Schaf, 19/8 B, 15/9 (2) Leder, 16/9 B, 8/10 Buchw, 21/10 B, 10/11 Schaf, 18/11 (2) R (1) B, 1/12 (6) R, 16/12 B.

# Religiöse Schriften

von Karl Fischer, Spiritual.

**Aufwärts zum Himmel. Sonntagslesungen.** In Umschlag steif geheftet Mf. 0.25. Hübsch geb. 1.25.

**Mein Herz dem Himmelstönig.** 12. Auflage. Kurze Lesungen am Vorabend der hl. Kommunion. Geh. Mf. 0.25.

**Briefe an die lieben Erstkommunikanten.** Ein Vorbereitungsbüchlein. 3. Aufl. (21. bis 30. Fsb.) In Umschlag 0.20 Mf.

**Beichtbüchlein für Österbeichtende.** Fürs Volk bearbeitet. 3. Aufl. (11.—15. Fsb.) In Umschlag geheftet 0.10 Mf.

**Der glorreiche Rosenkranz, als Vorbereitung auf die hl. Kommunion.** Für öfter Kommunionzierende bietet dieses Büchlein eine Abwechslung in Bezug auf Vorbereitung und Dankagung, da es an Hand des glorreichen Rosenkranzes eine Fülle neuer erhebender Gedanken zur Erwägung bietet. Preis brosch. Mf. 0.10.

**Höhenfenne. Wahre Erzählungen.** Das Büchlein eignet sich wegen seines billigen Preises vorzüglich zur Massenverbreitung; wir empfehlen es außerdem jeder Volksbücherei. Kl. 8°. 64 Seiten, hübsch tart. Mf. —.20.

**Kommunionbüchlein für Öfterkommunionzierende.** 4. Aufl. (16.—20. Fsb.) In Umschlag geh. 0.10 Mf.

**Kurzgefaßte Erklärung der heiligen Messe.** 7. Aufl. (31.—35. Fsb.) In Umschlag geh. 0.10 Mf.

**Eine Weise vor dem Tabernakel.** Besuchungsbüchlein. 3.—4. Aufl. (11.—20. Fsb.) In Umschlag geh. 0.15 Mf.

**Trag dein Kreuz.** Ein Trostbüchlein in schweren Stunden. 3. Aufl. (7.—9. Fsb.) In Umschl. geh. 0.15 Mf.

**Mit Maria zur hl. Kommunion.** Erwägungen. In Umschlag geheftet Mf. 0.15.

Grundpreis mal Schlüsselzahl des D. B.

„Badenia“, A.-G. für Verlag u. Druckerei, Karlsruhe.

## Badenia A.-G., Karlsruhe

Wir liefern alle Drucksachen für den täglichen Bedarf des Geschäfts- und Privatmannes. Unsere Arbeiten sind sauber u. gut ausgeführt und billigst berechnet. Die Lieferungsfrist wird auf die kürzeste Zeit beschränkt. — Ein Lager kirchl. Formulare :: ist unserer Druckerei angeschlossen. ::



## Buchdruckerei und Verlag

S. 51-56 Reklama/Kommunion

Das  
gen  
ng;  
lfs-  
art.

nde.  
geh.

effe.  
geh.

igs-  
In

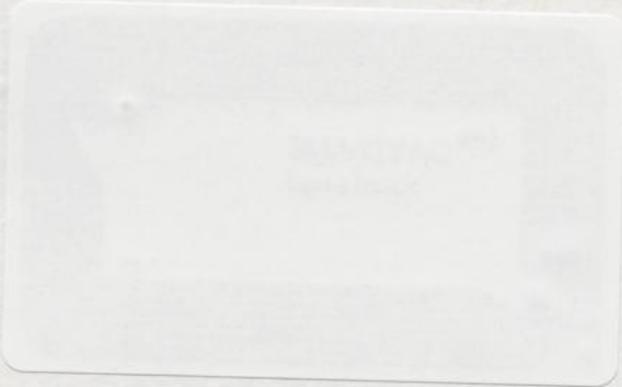
in  
(fd.)

jen.

e.







20 65090 4 031

BLB Karlsruhe

ENTSÄUERT  
PAL 2021

BUCHBINDEREI UWE KRUG  
SONNENSTRASSE 1  
7500 KARLSRUHE 1  
TELEFON: 0721 - 37 98 98  
QUALITÄTSNORM RAL RG 495

